Ott 496
1378

Leihbibliothek

deutscher, englischer und französischer Literatur

von

Eduard Ottmann in Gießen,

Schloßgasse Lit. A. Nr. 256.

Leih- und Lesebedingungen.

1. **Offensein der Bibliothek.** Die Bibliothek steht zur Empfangnahme und Rückgabe der Bücher jeden Tag von Morgens 7 Uhr bis Abends 8 Uhr offen.

2. **Lesepreis.** Bei Rückgabe eines geliehenen Buches wird von jedem Tag 5 Pf. bezahlt. Die Zeit eines Tages ist zu 24 Stunden angenommen.

3. **Caution.** Unbekannte Personen müssen, bei Entgegennahme eines Buches, eine dem Werthe desselben entsprechende Summe hinterlegen, welche bei dessen Zurückgabe von mir zurückerstattet wird.

4. **Abonnement.** Dasselbe muß voraus bezahlt werden und beträgt:

für wöchentlich	2 Bücher:	4 Bücher:	6 Bücher:
auf 1 Monat:	1 Mk. — Pf.	1 Mk. 50 Pf.	2 Mk. — Pf.
" 3 "	2 " — "	3 " — "	4 " — "

5. **Auswärtige Abonnenten** haben für Hin- und Zurücksendung der Bücher auf ihre eigenen Kosten und Gefahr selbst zu sorgen.

6. **Schadenersatz.** Für beschmutzte, zerrissene, verlorene und defecte Bücher (namentlich bei solchen mit Kupfern ꝛc.) muß der Ladenpreis ersetzt werden. — Ist das zerrissene, beschmutzte, verlorene oder defecte Buch ein Theil eines größeren Werkes, so ist der Leser zum Ersatz des Ganzen verpflichtet.

7. **Ausleihezeit.** Dieselbe ist auf 14 Tage festgesetzt und wird besonders darauf aufmerksam gemacht, daß das Weiterverleihen der Bücher nicht stattfinden darf, indem Diejenigen, welche dieselben von mir geliehen, auch dafür zu stehen haben.

Paul de Kock's

humoristische Romane,

deutsch bearbeitet

von

Dr. Heinrich Elsner.

Neunundneunzigster Theil.

Stuttgart:

Druck und Verlag von Scheible, Rieger & Sattler.

1846.

Johann.

Von

Paul de Kock.

Unser Ruhm ist oft das Werk eines Lächelns.
Legouvé, Verdienst der Frauen.

Deutsch bearbeitet

von

Dr. Heinrich Elsner.

Erster Theil.

Stuttgart:
Druck und Verlag von Scheible, Rieger & Sattler.
1846.

Universitäts-Bibliothek
GIESSEN

Erstes Kapitel.

Die Niederkunft.

Mitternacht war vorbei, es schlug Ein Uhr auf der St. Paulskirche; schon lange herrschte tiefes Schweigen in den leeren Straßen; die Bewohner des siebenten Arrondissements schliefen oder lagen wenigstens im Bette. Das volkreiche Quartier der Rue St. Antoine war nur noch von einigen Saumseligen oder von solchen Leuten besucht, zu deren Geschäft es gehörte, bei Nacht herumzulaufen. Die Einen gingen schnell und wichen den Entgegenkommenden gerne auf die andere Seite der Straße aus, die Andern standen vor jedem Hause still und der Mond erleuchtete diese ganze Scene; er erleuchtete aber noch mehr, sintemal es nur einen Mond für alle fünf Welttheile gibt, der zu gleicher Zeit in die Gewässer des Nils und der Tiber, auf die Ebenen Amerika's und die Wüsten Arabiens, auf die lachenden Ufer der Rhone und die Wasserfälle des Niagara, auf die Ruinen von Memphis und die Gebäude von Paris seine Strahlen wirft. Das ist fast zu viel für einen Mond, werdet Ihr sagen.

François Durand, Herbarist in der Rue St. Paul, ein gerade jetzt vierzig Jahre alter Mann, der, seinem Berufe nicht weniger aus Vorliebe als aus

Interesse nachkommend, die Heilkunde besser als irgend ein Botaniker der Hauptstadt zu kennen glaubte und sehr böse wurde, wenn man ihn einen Samenhändler nannte, war nach einer unabänderlichen Gewohnheit, wovon er nicht einmal an seinem Hochzeittage abwich, um elf Uhr zu Bette gegangen. Seit zwölf Jahren hatte François Durand mit Mademoiselle Felicité Legros, der Tochter eines Buchhändlers aus Paris, zur Fahne Hymens geschworen.

Durand war also zu Bette gegangen, lag aber nicht neben seiner Gattin, aus einem Grunde, den Ihr sogleich erfahren werdet. Durand schlief sehr fest, da die Kräuterkunde seine Einbildungskraft nicht so sehr erhitzte, daß er des Schlafes beraubt worden wäre. Schon seit einigen Minuten schüttelte ihn sein Dienstmädchen Katharine am Arm und schrie ihm in die Ohren, als er endlich die Augen öffnete und den Kopf auf seinem Kissen halb aufrichtete: „Was gibt's, Katharine? Was gibt's? Wozu dies Geschrei?"

„Wozu, Herr? Schon seit zehn Minuten sage ich Ihnen, daß Madame Wehen fühlt ... Wehen, die mit jedem Augenblicke zunehmen, was eine baldige Entscheidung der Sache anzeigt."

Durand erhebt plötzlich seinen Kopf vom Kissen, schiebt ein wenig die Schlafmütze zurück und murmelt, indem er das Mädchen verwundert anstarrt: „Ist meine Frau unwohl?"

„Unwohl!" ruft die Bonne und fährt fort, ihre

Herrn am Arme zu schütteln, damit er nicht wieder einschlafe; „unwohl! Mein Gott, haben Sie denn vergessen, daß Madame schwanger ist und jeden Augenblick ihre Niederkunft erwartet?“

„Beim Blitz! 's ist wahr, Katharine!“ erwidert Durand und setzt sich im Bette aufrecht. „Mein Traum ist schuld daran, daß es meinem Gedächtnisse ntfallen ist. Denke Dir, mir träumte, ich sammle auf einem ebenen Felde Kletten, als plötzlich ... – Ach, Herr, es handelt sich jetzt nicht um Ihren Traum ... Ich versichere Ihnen, Madame wird niederkommen, holen Sie schnell den Geburtshelfer und die Wärterin ... Sie wissen wohl, Madame Moka, in der Rue des Nonaindières ... Beeilen Sie sich, Herr; ich muß wieder zu Madame gehen, denn ich kann sie nicht allein lassen.“

Mit diesen Worten verließ die Bonne das Zimmer, in welchem Durand schlief, seitdem seine Ehehälfte sich dem Ziele ihrer Schwangerschaft näherte. Dieses Gemach diente zugleich auch als Magazin. An den Wänden herum waren Fächer angebracht und mit Kräutern, Wurzeln u. s. w. gefüllt, während andere Pflanzen zum Trocknen an ausgespannten Schnüren hingen. Unter diesen würzigen Kräutern hatte also Durand seine provisorische Lagerstätte, weßhalb man ihn, wenn er das Bett verließ, leicht für einen wandelnden Kräutersack halten konnte.

„Gut, Katharine, ich gehe eilends,“ sagte der Herbarist gähnend; dann blieb er auf seinem Bette

sitzen und hielt folgendes Selbstgespräch: „Nun, es ist doch sonderbar, daß meine Frau bei Nacht niederkommt, nach meiner Berechnung hätte sie sollen bei Tag niederkommen ... aber in solchen Dingen kann man sich natürlich täuschen. Es ist nicht wie bei den Kräutern und ihren Eigenschaften. Der, welcher mich auf einem Fehler ertappen wollte, müßte sehr geschickt sein. Ich kenne sicherlich die Namen von mehr als zweitausend Pflanzen ... ja noch weit mehr, ich kenne sogar die lateinischen Benennungen. Im Traum sammelte ich Kletten, doch plötzlich waren es keine Kletten mehr, aber ich kann mich nimmer erinnern, in welche Pflanzen sie sich verwandelten."

Ganz in seinen Traum vertieft, ließ Durand den Kopf auf das Kissen zurücksinken, seine Augen schlossen sich wieder und bald schnarchte er aufs Neue, ohne Zweifel um das Ende des merkwürdigen Traumes zu erfahren.

Katharine war unterdessen wieder zu ihrer Frau gegangen, die von Zeit zu Zeit Zeichen des Leidens gab, ächzte, ungeduldig umherblickte und dachte, der Geburtshelfer werde nicht zeitlich genug kommen. Madame Durand war um so unrhiger, als sie noch nie Mutter gewesen war, obwohl sie sich bereits ihrem fünfunddreißigsten Lebensjahre näherte. Seit zwölf Jahren schon wünschte sie sehnlichst ein Kind zu bekommen. In der ersten Zeit ihrer Ehe gab Durand ihr immer zur Antwort, daß die Sache keine Eile habe und daß sie noch mehr Kinder

bekommen würden, als ihnen lieb wäre. Als hierauf die Jahre dahinschwanden und die Familie sich nicht mehrte, sagte Durand, der Handel gehe schlecht und man müsse vorher ein kleines Vermögen sammeln. Da jedoch das Vermögen des Herbaristen mit jedem Tage zunahm, weil sein Handel sehr gut ging, sagte Durand, um seine Frau zu trösten: „Es ist nicht mein Fehler, sondern der Deine; wenn noch die Zeit der Patriarchen wäre, so hätte ich das Recht, Dich zu verstoßen, oder auch eine zweite Frau zu nehmen, oder auch Kebsweiber zu halten; denn die Polygamie war zu den Zeiten Abrahams, Isaaks und des großen Salomo erlaubt."

Dagegen versetzte Felicité Durand: „Wenn wir zu Sparta oder Lacedämon lebten, so hättest Du mir bereits einen hübschen Jüngling zugeführt, um zu erproben, ob dieser glücklicher wäre als Du; denn bei den Griechen war es nichts Seltenes, daß eine verheirathete Frau sich mit Zustimmung ihres Mannes den Liebkosungen eines schönen Jünglings hingab. Die Bürger schenkten einer so menschenfreundlichen Handlungsweise ihren Beifall und erwarteten aus einer solchen Verbindung Kinder, die der Republik Ehre machen würden."

„Frau, wir sind nicht in Griechenland," entgegnete Herr Durand. — „Auch nicht in Egypten, Herr Gemahl," versetzte die Ehehälfte. Man versichert jedoch, daß wir viele Gebräuche der Alten angenommen haben. Doch kehren wir zur armen Madame Duraud zurück, die wir in Kindsnöthen verließen.

„He, Katharine!“ ruft Madame, als sie ihre Bonne kommen sieht. — „Der Herr schlief wie eine Ratze, aber ich habe ihn aufgeweckt. Er holt nun die Wärterin und den Geburtshelfer. — Ach, wenn er nur auch eilt! O Katharine, welche Schmerzen! Aber wie sehr wird es mich freuen, mein Kind umarmen zu dürfen! — Ja, ich glaub's wohl ... nach einer zwölfjährigen Ehe ... es ist ziemlich spät. Ich denke, es wird ein Bube sein und habe deßhalb mit Frau Moka zwei Loth Tabak gewettet, weil diese behauptet, es werde ein Mädchen sein... — Knabe oder Mädchen, das macht keinen Unterschied in meiner Liebe. — Ich habe Lust, unsere Nachbarin, Frau Ledoux, zu wecken. — Ja, geschwind, Katharine; aber ich hörte die Hausthüre noch nicht gehen ... weißt Du auch gewiß, daß Durand schon fort ist? — Ei, er muß bereits in der Rue des Nonaindières sein. — Sieh doch nach, Katharine.“

Um ihre Frau zufrieden zu stellen, kehrt das Mädchen ins Magazin zurück, hört aber schon von ferne Herrn Durand schnarchen. Katharine ist ein starkes, lebhaftes und offenherziges, achtzehnjähriges Frauenzimmer, das schon acht Jahre im Hause des Herbaristen dient und hier ein gewisses Ansehen erlangt hat. Als sie bemerkt, daß ihr Herr wieder eingeschlafen ist, läuft sie auf das Bett zu und wirft die Decke, unter welcher der Kräutersammler ruht, auf den Boden herunter. Es war März und noch kalt. Katharine hofft, die frische Luft werde

geben Sie auf dieses Salbeibündel, salvia salviae, hier Acht, welches aus seinem Fache heruntergefallen ist."

Statt aller Antwort schiebt Katharine ihren Herrn aus dem Zimmer, steigt vor ihm die Treppe hinab, öffnet die Thüre und schließt sie wieder rasch hinter Herrn Durand, gerade während dieser umkehren will, um sein Sacktuch zu holen.

Nach völliger Ueberzeugung von dem Hinausgehen ihres Herrn weckt Katharine im zweiten Stocke die Frau Ledoux und geht sodann wieder zu ihrer Gebieterin.

Frau Ledoux ist die Wittwe eines Gerichtsdieners, eines Ebenisten und eines Papierhändlers; sie hatte von ihren drei Männern vierzehn Kinder, wovon sechs verheirathet und etablirt sind. Indeß zählt die Wittwe Ledoux erst neunundvierzig Jahre; sie ist eine große, magere Frau mit sehr gerader Haltung und einer schönen Haarfrisur. Auch behauptet sie, mehrmals einen vierten Mann ausgeschlagen zu haben.

Wenn man vierzehn Kinder gehabt hat, so muß man in den Augen schwangerer Frauen eine sehr wichtige Person sein; auch war Madame Ledoux, die sich schmeichelte, im Nothfalle die Stelle einer Hebamme vertreten zu können, keineswegs verlegen bei solchen Umständen; es gereichte ihr im Gegentheil zum Vergnügen, von dem Eintritte eines unschuldigen Geschöpfes in die Welt Zeuge sein zu können, und da nicht alle Damen diesen Muth

besaßen, wenn ein derartiges Ereigniß in dem Quartiere vorfiel, so wandte man sich gewöhnlich zuerst an die Wittwe des Papierhändlers, des Gerichtsdieners und des Ebenisten.

Auf die ersten Worte Katharinens erwiderte Frau Ledoux: „Sogleich ... ich schlüpfe nur in mein Kleid und komme dann hinunter.“ Wirklich war die Bonne kaum bei ihrer Gebieterin angelangt, als Frau Ledoux mit ihrer Wachskerze in der Hand in fast gespensterhaftem Negligé hereintrat.

„Ei, Frau Nachbarin, ist es schon so weit gekommen? — Ja, Frau Ledoux, ich glaube, diesmal wird's Ernst,“ erwiderte Madame Durand, unter leichten Zuckungen, welche ihr der Schmerz abnöthigte.

„Um so besser, liebe Nachbarin. Es ist immer besser, bei Nacht als bei Tage niederzukommen: man hat mehr Ruhe. Meine drei ersten, mein fünftes und meine vier letzten Kinder habe ich gleichfalls bei Nacht geboren. Jetzt ist's Ein Uhr. Wenn es nur nicht so lange dauert, wie bei Frau Dupont, der Wursthändlerin, bei welcher ich letzten Samstag war; diese hatte sechszehn Stunden lang Geburtswehen, und das ist entsetzlich!“

„Ach, kein Accoucheur ... keine Wärterin ... kein Mensch ist da! — Wie, bin denn nicht ich da? verstehe ich nicht so viel als Alle zusammen? Als ich mein achtes Kind hatte ... es war ein Bube, der am Gallenfieber starb ... das herzige Kind ... 's ist Schade, es hatte eine schöne Nase

und war vom Ebenisten .... damals befand ich mich auch allein, gerade wie Sie, Frau Nachbarin ... ich hatte meine Bonne am Abende fortgeschickt, weil sie mich bestahl, und mein Mann war von Hause abwesend, gerade auf einer Reise. Doch das kümmerte mich wenig ... ich traf selbst die nöthigen Vorkehrungen .... — Katharine, ist mein Mann noch nicht zurückgekommen?"

„Zurückgekommen!" erwiderte Katharine; „o nein, Madame, er kann unmöglich schon da sein, aber ich habe ihm die größte Eile empfohlen. — Ach, Frau Ledoux, welche Schmerzen! — Halten Sie sich an mir, liebe Nachbarin; drücken Sie mich, fürchten Sie nicht, mir wehe zu thun! O, in solchen Fällen muß man sich an irgend einen Gegenstand fest anklammern ... dies scheint Erleichterung zu gewähren. Ich erinnere mich, daß ich bei meinem vierten Kinde ... es war ein Mädchen, vom Gerichtsdiener ... eine große Stange Candiszucker in der Hand hielt und sie dergestalt drückte, daß man mir dieselbe nachher kaum aus der Hand brachte. He, Katharine, wir wollen Alles, was nöthig ist, zurüsten."

Immer plaudernd läßt Frau Ledoux, für welche eine Entbindung etwas sehr Gewöhnliches ist, die unter solchen Umständen erforderlichen Anstalten treffen. Katharine führt ihre Befehle aus, läuft aber von Zeit zu Zeit zu ihrer Frau und jammert furchtbar, weil sie zum erstenmale einer solchen Ceremonie anwohnt. Madame Durand ist untröstlich,

daß weder der Accoucheur noch ihr Mann kommt, allein die Nachbarin sucht sie zu beruhigen, indem sie ihr fortwährend nicht nur ihre eigenen Niederkünfte, sondern auch diejenigen anführt, von denen sie schon Zeuge war.

Schon seit drei Viertelstunden ist Durand fort und es erscheint immer noch Niemand, während der Accoucheur und die Wärterin nicht weit entfernt wohnen. Frau Durand und Katharine werden ungeduldig, die Nachbarin aber beruhigt sie.

„Wenn ich am Ende ohne den Accoucheur niederkäme!" rief Frau Durand. — „Um so besser, liebe Nachbarin, dann wäre es eine leichte Geburt. Dies war bei meinem zehnten der Fall, ein hübscher Junge ... vom Papierhändler. Doch Sie kennen ihn, es ist Jules, der die Tochter eines Limonadeschenken auf dem Boulevard du Temple geheirathet hat. Ich hatte den Abend vorher das Gaitétheater besucht; ich glaube, man gab Hüon von Bordeaux, oder die Liebesprobe... eine hübsche Pantomime mit Metamorphosen. Wie ich aus dem Theater nach Hause gekommen war und kaum soupirt hatte, so befielen mich Geburtswehen und zehn Minuten nachher ... — Ach, Frau Ledoux, welche Schmerzen! — Muth, meine liebe Nachbarin! Wenn Sie vierzehn Kinder gehabt hätten, wie ich, so wären Sie nicht so erschrocken."

Während seine Ehehälfte klagt und seufzt, läuft Durand, in seine Hände blasend, durch die Straße. Nachdem er etwa zweihundert Schritte weit gekommen,

erinnert sich der Herbarist, daß er nicht gefragt hat, ob er zuerst zum Accoucheur oder zur Hebamme gehen solle; er bleibt stehen und faßt beinahe den Entschluß, wieder umzukehren, findet jedoch nach reiflicher Ueberlegung, daß der Accoucheur zuerst benachrichtigt werden müsse, und eilt dann der Rue St. Antoine zu, mit den Worten: „Zum Teufel! wie ist es so kalt! Diese Katharine hat mir nicht einmal Zeit gelassen, meine Strumpfbänder umzulegen ... Wenn meine Strümpfe herunterfielen, so würde ich unfehlbar einen Katarrh bekommen. Ich will gewiß Winters, das heißt für den Winter, keine Kinder mehr machen. Allein auf der Straße wandeln ... mitten in der Nacht ... das ist nicht sehr vorsichtig. Ich hätte sollen meinen Freund Schönzopf wecken; da er der Pathe ist, so würde er mich begleitet haben ... ein Pathe ist ja ein zweiter Vater ... Erst vor acht Tagen hat man in der Rue du Petit-Muse eine Frau bestohlen ... Wer mich bestehlen wollte, thäte Unrecht, denn ich habe nichts bei mir, nicht einmal meine Uhr. Nun bin ich in der Rue St. Antoine ... Wie merkwürdig verschieden sieht doch eine Straße bei Nacht aus ... kaum erkenne ich die Häuser ... Hum! hum! Ich glaube, daß ich bereits einen Katarrh habe ... ich werde zu Hause einen Veilchentrank nehmen und Orangenblätter, malus aurea, dazu thun."

Unter solchen Betrachtungen durcheilte Durand denjenigen Theil der Rue St. Antoine, welchen

der Mond beschien, indem er sich in ehrfurchtsvoller Entfernung von der in Schatten gehüllten Seite hielt. Noch einige Schritte, und der Herbarist sieht bereits das Haus des Accoucheurs, obwohl es sich auf der finsteren Seite befindet, was ihn ein wenig genirt ... da gewahren seine unruhig umherschweifenden Augen einen Mann, der gerade vor der Wohnung des Doktors steht. Bei diesem Anblicke stutzt der Herbarist plötzlich, tritt vier Schritte zurück und sucht sein Taschentuch, ohne sich zu erinnern, daß er gar keines mitgenommen hat. Endlich trocknet er das Gesicht mit dem Halstuche und hält, die Augen fortwährend auf den Mann im Schatten gerichtet, folgendes Selbstgespräch: „Da ist Jemand ... es ist ein Mann ... vielleicht sind es zwei ... in der Dunkelheit kann man nichts genau unterscheiden ... aber ohne Absicht haben sie sich gewiß nicht in den Schatten gestellt ... Wer ist wohl dieser Mann? Wenn es Kräuter wären, so würde ich sogleich ihre Eigenschaften kennen ... Aber dieser Teufel von einem Mann! Gerade vor dem Hause des Accoucheurs.... Ich bin unbewaffnet ausgegangen ... die Katharine hat so pressirt ... Was nun anfangen? Ich glaube, ich sollte zuerst zu Frau Moka gehen und nachher wieder hierher kommen; vielleicht ist alsdann dieser Mensch nicht mehr da. Seltsam, es jetzt nimmer so kalt als vorhin."

Während Durand solche Betrachtungen anstellte, hielt er sich immer auf der vom Monde erleuchteten

Seite und in anständiger Entfernung von dem Gegenstande seiner Besorgniß. Der Mann vor dem Hause des Doktors war indeß nichts Anderes als ein Betrunkener, der zur Erde schaute und sich alle Mühe gab, um nicht auf das Pflaster zu stürzen. Bevor er zu seiner Frau nach Hause kam, wollte er noch den Rest seines Geldes zählen, und mehre Stücke waren ihm dabei aus der Hand gefallen; der arme Teufel suchte sie nun vergebens und murmelte von Zeit zu Zeit: „Verfluchte Nacht! Warum zündet man keine Laternen an auf der Seite, wo der Mond nicht scheint? Ich habe wenigstens fünfzehn Sous verloren ... hätte ich doch lieber Alles versoffen! Es ist auf diesen verdammten Pflastersteinen stockfinster ... Mein Weib wird mich durchprügeln ... doch das ist mir gleich, ich werde ihr diejenige Seite hinhalten, wo ich Schwielen habe. Wenn nur ein Freund käme und mir suchen hälfe. O, die verfluchten Beine wollen mich nicht mehr tragen! ... Keine Laus von einem Sous! ... Das Geld wird in eine Ritze zwischen dem Pflaster gerollt sein."

Seines vergeblichen Suchens müde, verläßt der Betrunkene endlich den Platz und entfernt sich brummend, aber ohne Durand bemerkt zu haben. Dieser athmet wieder neu auf und faßt jetzt den Entschluß, sich dem Hause des Doktors zu nähern, indem er sagt: „Er wagte es nicht, mich anzureden; meine feste Haltung hat ihn von seinen schlimmen Absichten zurückgeschreckt. Ich zittere aber auch vor keinem

Menschen. Wenn es sich um einen Erben handelt, so kenne ich keine Gefahren mehr... Also vorwärts!"

Nachdem sich Durand vorher überzeugt hat, ob der Mann nicht wieder zurückkomme, so geht er gerade auf das Haus des Accoucheurs zu und zieht die Glocke, dreht aber immer den Kopf nach derjenigen Richtung, in welcher der Gegenstand seiner Unruhe sich entfernt hat.

Man öffnet ein Fenster im zweiten Stocke und fragt, was man wolle: „Ich bin's, der Herbarist Durand aus der Rue St. Paul, und komme, um den Herrn Doktor zu meiner Frau zu holen, welche niederkommen will," erwidert unser Held mit einer Stimme, in welche er vergebens Festigkeit zu legen sucht.

„Der Herr Doktor ist bei einem Kranken; sobald er aber zurückkehrt, wird er zu Ihnen kommen."

„Wie, bei einem Kranken!" ruft Durand; „aber es scheint mir, daß, wenn es sich um ein Neugeborenes handelt, wovon ich Vater bin..."

Der Herbarist vollendet seine Phrase nicht, denn er sieht in diesem Augenblick den Mann, welcher ihm so viel Furcht eingejagt, gerade auf sich zukommen. Der Betrunkene war in einiger Entfernung stehen geblieben, unschlüssig, ob er seine schweren Sous noch einmal suchen solle, als Durands Stimme zu seinen Ohren drang. Er glaubte, dieser habe sein Geld gefunden und rufe ihn jetzt herbei. Er kehrte also so schnell zurück, als ihm

seine Beine gestatteten, und schrie mit heiserer Stimme: „Hier bin ich, Freund, hier bin ich ... warte nur ein wenig ... das Geld gehört mir ... Wart', ich werde Dich bald eingeholt haben."

Durand, der nicht eingeholt sein will und der die Worte des Betrunkenen für Drohungen hält, verläßt den Platz und läuft aus allen Kräften, verfolgt von dem Betrunkenen, der zwar weit hinter ihm zurückbleibt, den er sich aber dicht auf den Fersen glaubt. Ganz athemlos erreicht er die Rue des Nonaindières, hat aber zu allem Unheile die Hausnummer der Frau Moka vergessen. Er stürzt nun auf eine Thüre zu, welche er zu kennen glaubt, und schlägt mit dem Klopfer sieben- bis achtmal dergestalt daran, daß das Haus zittert und das ganze Quartier aufwacht. Als man ihm nicht schnell genug antwortet, klopft er abermals; nun öffnen sich mehre Fenster.

„Was wollen Sie? ... Was gibt es denn?" fragen mehre Personen voll Unruhe.

„Die Madame Moka zur Wache für meine Frau," versetzt der Herbarist mit vor Schrecken erstickter Stimme und fortwährend mit dem Thürklopfer lärmend, obwohl man ihn bittet, dies zu unterlassen.

„Wache? Bei wem? Was ist vorgefallen? Brennt es?"

„Zur Wache bei meiner Frau, beim Herbaristen in der Rue St. Paul."

Durand kann nicht weiter sprechen. Er bemerkt, daß der Mann, vor dem er flieht, ihm bereits

sehr nahe gekommen ist. Er läßt deßhalb sogleich den Thürklopfer los, flüchtet mitten in die Straße, nimmt Reißaus durch mehre Umwege und befindet sich endlich, ohne zu wissen wie, vor seiner Thüre, die er mit einem Hauptschlüssel, den ihm Katharine in die Westentasche gesteckt hat, öffnet.

Die Wehen der Madame Durand nahmen mit jedem Augenblicke an Heftigkeit zu. Als sie nun die Thüre sehr geräuschvoll zuschlagen hörte, rief sie: „Endlich sind sie da!"

Ins Zimmer tritt jedoch nur Durand, bleich, verstört, schweißbedeckt, mit verschobenem Halstuche und hinunterhängenden Strümpfen. Einige Minuten lang kann er gar nicht zu Athem kommen.

„Ach, mein Lieber, Du bist sehr stark gelaufen," sagt Madame Durand, deren Schmerzen einen Augenblick ruhen. — „Ja, ja, gewiß bin ich stark gelaufen," erwidert Herr Durand und blickt rings umher, um sich zu überzeugen, ob er auch in Sicherheit sei. — „Die Zeit ist uns lang geworden, Herr Nachbar," wirft Frau Ledoux ein.

„Mir auch ... Glauben Sie, es sei ein Spaß da draußen auf der Straße ... — Wird der Accoucheur kommen, mein Lieber? — Ja, Alles wird kommen. Au! ich kann nicht mehr!"

„Was ist Ihnen, Herr?" fragt Katharine; „Sie sehen ganz verstört aus. — Meiner Treu, das wäre auch kein Wunder. Ich bin angegriffen worden von einem Diebe, von zwei bis drei Dieben. Man hat mich lange genug verfolgt ... Wenn

ich nicht so viel Kraft im Laufen besessen hätte, so wäre es um mich geschehen gewesen. — Ach Gott, mein lieber Mann! — Du darfst Dir schmeicheln, Frau, daß dieses Kind mir Noth genug gemacht hat. — Herr Nachbar, dies ist gerade wie bei meinem dreizehnten; mein Mann, der Papierhändler, war ausgegangen wie Sie, um den Accoucheur zu holen; wir wohnten damals in der Rue des Lions, und Sie wissen, daß die Rue des Lions eine schlimme Straße ist... o, sie ist sehr schlimm. Es war etwa drei Uhr Morgens und das Wetter schlecht, ich erinnere mich, daß es den ganzen Abend geregnet hatte. Wie er um die Ecke der Rue des Lions wendet, hört mein Mann Schritte in seiner Nähe. Zum Glück hatte ich die Vorsicht gehabt, ihn seinen Stock mitnehmen zu lassen."

„Ach Gott, jetzt kommt's wieder!" ruft Madame Durand, deren Schmerzen aufs Neue beginnen.

„Was kommt?" fragt lebhaft der Herbarist, indem er hinter sich blickt.

„Mein Gott, wie Madame leidet!" sagt Katharine, „und der Accoucheur kommt nicht."

In diesem Augenblicke hört man heftig an die Hausthüre klopfen. Ohne ein Licht mitzunehmen, läuft die Bonne hinunter, öffnet die Thüre und kehrt dann sogleich wieder um, indem sie den auf der Straße befindlichen Personen zuruft: „Treten Sie ein... nur schnell... folgen Sie mir... O, es ist hohe Zeit, daß Sie kommen!"

Und schon ist die arme Katharine wieder oben

bei ihrer Frau, welcher der Schmerz ein heftiges Geschrei entpreßt.

„Seien Sie unbesorgt, Madame," sagt sie zu ihr; „die Leute kommen."

In diesem Augenblicke hört man wirklich auf der Treppe die Schritte von mehren Personen. Bald geht die Thüre rasch auf, ein Corporal, begleitet von vier Füsilieren, tritt in das Zimmer und ruft mit furchtbarer Stimme: „Wo sind die Diebe?"

In der gleichen Minute tritt die verhängnißvolle Krisis ein. Madame Durand bringt einen Buben zur Welt, den Frau Ledoux in ihre Arme aufnimmt, mit den Worten: „Es wird so stark sein, als mein vierzehntes!" Durand sinkt auf seinen Stuhl zurück, mustert die Soldaten mit erstaunter Miene und stammelt: „Mein Herren, es ist ein Bube! — Es ist ein Bube!" wiederholt Katharine. Der Corporal wendet sich gegen seine Leute, die einander verwundert anblicken, und ruft gleichfalls: „Ah, es ist ein Bube!"

Zweites Kapitel.

Die Taufe.

Nach der ersten augenblicklichen Verwirrung und den Ausbrüchen der Freude, welche der Anblick des Neugeborenen, der in Gegenwart von einem Cor-

poral und vier Füsilieren zur Welt kam, verursachte, blickte man einander fragend an, denn einem Jeden kam die Scene im höchsten Grade seltsam vor, bis endlich der Corporal zuerst das Schweigen mit den Worten brach: „He, mein wackerer Herr, also um Zeuge der Geburt Ihres Sohnes zu sein, haben Sie die Wache geholt?"

„Aber, mein Lieber, woran hast Du denn gedacht?" sagt Madame Durand.

„Welcher Einfall, ein Regiment zu holen, um Madame gebären zu sehen!" brummt Katharine.

„Ich habe," kreischt Frau Ledoux, „vierzehn Kinder gehabt und mehr als hundert in meinen Armen empfangen, aber noch nie eine so militärische Niederkunft gesehen, wie diese!"

Durand, der sich unterdessen von seiner Furcht und seinem Staunen erholt hatte, fällt endlich ein: „Ich habe Sie nicht verlangt, meine Herren, und begreife nicht, warum Sie gekommen sind."

„Wir sind gekommen auf das Ersuchen zweier junger Leute aus der Rue Nonaindières, die nach dem Wachposten liefen und uns in aller Eile zu dem Herbaristen in der Rue St. Paul bestellten, der, wie sie sagten, mit dem Rufe nach der Wache das ganze Quartier aufgeweckt habe. Dies ist der Grund unseres Erscheinens, mein Herr."

Durand beißt sich beim Berichte des Corporals in die Lippen, Katharine kehrt sich um, damit sie ihrem Herrn nicht ins Gesicht lachen muß, und die Frau Ledoux ruft: „Es ist ein offenbarer

Irrthum, Herr Nachbar, Sie haben wahrscheinlich ohne Ihren Willen das ganze Quartier in Alarm versetzt."

Durand stellt sich, als begreife er nicht, wie ein solcher Irrthum habe stattfinden können. In diesem Augenblicke hört man in der Hausflur die kreischende Stimme der Frau Moka, welche fortwährend ruft: „Leuchten Sie doch, Katharine, leuchten Sie doch, der Herr Doktor ist da... — Es ist nicht mehr zu bald," sagt Frau Ledoux.

Der Accoucheur und die Wärterin kamen wirklich, nachdem Alles vorbei war. Auch hatte sich sich Frau Moka nur auf den Weg gemacht, um zu sehen, ob es nicht bei Herrn Durand brenne.

Durand wollte die Soldaten sogleich fortschicken, aber seine Gattin duldete nicht, daß die Zeugen der Geburt ihres Sohnes weggingen, ohne auf seine Gesundheit zu trinken. Katharine erhielt deßhalb den Auftrag, sie in den Laden zu führen und ihnen Branntwein vorzusetzen. Durand folgte den Soldaten und bot einem Jeden eine Tasse Veilchen- oder Lindenthee an, aber sie zogen den Schnaps vor.

„Auf die Gesundheit des Neugeborenen!" sagte der Corporal und hob sein Glas in die Höhe. Die Soldaten ahmten ihrem Vorgesetzten nach; Durand machte eine tiefe Verbeugung und verschlang ein großes Glas Zuckerwasser mit den Worten: „Auf die Gesundheit meines Söhnchens... primogenitus. — Auf die Gesundheit des kleinen Primogenitus!"

wiederholte der Corporal, in der Meinung, dies sei der Name des Neugeborenen.

Katharine hüpfte vor Freude und rief: „Meiner Treu, der Kleine wird einst ein wackerer Mann werden, da ihm schon bei seinem Eintritte in die Welt von Soldaten salutirt wird."

Der Corporal wandte sich um, drehte seinen Schnurrbart zwischen den Fingern und lächelte der Bonne huldvoll zu.

„Trinken Sie nicht auch auf die Gesundheit der Madame?" fragte jetzt Katharine.

„Ja wohl, schönes Kind," sagte der Corporal, sein Glas erhebend; „es ist nicht mehr als billig, daß man auch auf die Gesundheit der Madame trinkt."

Durand bereitete sich in aller Eile ein zweites Glas Zuckerwasser, während Katharine die Schnapsgläser der Soldaten wieder füllte, die nun im Chorus ausriefen: „Auf das Wohl der Wöchnerin!"

„Auf das Wohl meiner Gattin, mea uxor," sagte Durand, ein zweites Glas Zuckerwasser verschlingend.

„Ach, sie verdient es," bemerkte Katharine; „die arme Frau hat furchtbar gelitten!"

„Ich glaube," sagte der Corporal, sich zu seinen Leuten wendend, „daß wir auch den Papa nicht vergessen dürfen. — Ganz recht, man muß auch auf das Wohl des Papas trinken," riefen die Soldaten, ihre Gläser abermals erhebend, welche Katharine sofort aufs Neue füllte, während der

Herbarist sich zur Bereitung eines dritten Glases Zuckerwasser anschickte.

„Wohlan, Kameraden, auf die Gesundheit des Papas!“ rief der Corporal und hob sein Glas in die Höhe. Seine Leute thaten das Gleiche. Durand beeilte sich, mit ihnen anzustoßen, machte eine sehr tiefe Verbeugung und erwiderte: „Auf mein Wohl, meine Herren, suum cuique, ich trinke mit dem größten Vergnügen.“

Die Soldaten tranken ihre Gläser bis auf den letzten Tropfen aus und wären sehr geneigt gewesen, auch auf die Gesundheit eines Verwandten oder eines Freundes zu trinken; aber Durand, der sein drittes Glas Zuckerwasser nur mit Mühe hinunterbrachte, öffnete jetzt eilends die Thüre und geleitete den Corporal und seine Leute auf die Straße hinaus.

Während dieser Zeit war es in dem Zimmer der Wöchnerin wieder ruhig geworden. Der Doktor gab die nöthigen Vorschriften, Frau Moka nahm ihren Posten ein, Katharine wickelte das Kind in Windeln und legte es neben seine Mutter, gleichsam zur Entschädigung für alle ihre Leiden, Frau Ledoux ging wieder in ihre Wohnung und Durand, nachdem er zuvor noch seine Gattin auf die Stirne geküßt, legte sich schlafen mit den Worten: „Diese Nacht war sehr gefährlich für meine Frau und für mich.“

Es war kaum sechs Uhr Morgens, als ein kleiner Herr an der Thüre des Herbaristen schellte.

Dieser kleine Herr war noch im Morgenhabit und ohne Hut, aber bereits frisirt, als ginge es zum Ball. Auf seinem Rücken baumelte ein etwas kurzer, aber sehr dicker Zopf, der mit einem breiten schwarzen Bande geschmückt war. Die ganze Haartour war mit Puder und Pomade vollgepfropft, obgleich der Puder nimmer zur Mode gehörte; aber dieser Herr putzte sich aus besonderen Gründen auf eine solche Weise heraus. Er war nämlich Perrüquier und hatte erklärt, daß keine politische Umwandlung Europa's ihn jemals bewegen würde, seinen Zopf abzuschneiden.

Herr Schönzopf (so hieß der Haarkräusler und er hielt sehr viel auf diesen Namen) zählte ungefähr sechsunddreißig Jahre und hatte eine volle, kräftige Figur; seine, wenn auch etwas große Nase war doch nicht mißgestaltet; seine, obwohl etwas kleinen Augen funkelten wie zwei Diamanten und sein ziemlich großer Mund war nicht ohne allen Reiz und ließ namentlich zwei Reihen sehr schöner Zähne sehen. Dazu kommen noch schwarze Augenbrauen, farbige Wangen, eine kleine, aber wohlproportionirte Taille, schöne Beine, eine respektable Beleibtheit und liebenswürdige Manieren. Dies ist das Porträt des Herrn Schönzopf, der in dem ganzen Quartier als ein sehr galanter Mann, als ein Verehrer des schönen Geschlechts und als ein Friseur bekannt war, wie man nur im Palais-Royal einen suchen mochte.

Katharine öffnet den Laden und Schönzopf tritt

ein mit den Worten: „He, meine Liebe, es ist also vorbei, die Sache ist abgemacht? Ich habe es durch den Doktor erfahren, der bei einem meiner Kunden war. — Ja, Herr Schönzopf, Gott sei Dank, es ist vorbei! Die arme Madame! sie hat sehr gelitten. — Und wir haben einen Knaben? — Ja, mein Herr, einen sehr starken Buben, der wundernett ist. — Wem gleicht er, Katharine? — O, mein Herr, das kann man eigentlich nicht genau sagen ... ich glaube indeß, daß er mehr Madame gleicht, als ... — Um so besser, denn Durand ist nicht schön. Ich brenne vor Begierde, dieses Kind in meine Arme zu nehmen ... übrigens bin ich sein Pathe. — Ja, mein Herr, aber Sie können den Kleinen noch nicht sehen, er ist bei Madame im Bette, die, wie ich glaube, gegenwärtig schläft. Wir mußten heute Nacht so Vieles durchmachen ... Mein Herr hat die Wache herbeigeschleppt, um der Niederkunft der Madame beizuwohnen. — Bah! Soldaten? — Ja, mein Herr, Soldaten mit Bajonnetten. — Was denkt doch Herr Durand? Kümmert er sich so wenig um den Anstand? Katharine, ich kann nicht anders, ich muß Dich küssen, damit der Tag gut für mich anfängt. — Recht gerne, mein Herr."

Herr Schönzopf küßt Katharine auf beide Wangen, dann steigt er rasch zum Magazine hinauf und findet hier Durand, gerade im Begriffe, sich anzukleiden.

Guten Tag, mein lieber Durand; wir sind also

Papa? — Ja, mein lieber Schönzopf, das sind wir. — Ich gratulire von ganzem Herzen, mein Freund. — Danke schönstens. Ich kenne Ihre Anhänglichkeit an meine Familie sehr wohl und habe Sie deßhalb zum Pathen für mein Kind gewählt, obwohl einige Verwandte mir dieses übel nehmen werden: aber die Freunde gehen Allen vor ... — Glauben Sie, Herr Durand, ich weiß diese Ehre sehr wohl zu schätzen und will Ihrem Sohn ein zweiter Vater sein ... er soll mich eben so sehr lieben als Sie ... Apropos, wer ist die Gevatterin? — Eine Tante meiner Frau, eine Färberin, die sich vom Geschäfte zurückgezogen hat. — Wie alt? — Ungefähr fünfundfünfzig Jahre, übrigens eine sehr achtungswerthe Frau."

Schönzopf drehte sich um, schnitt eine Grimasse und brummte: „Zwei Büchsen Confekt werden hinreichen." Durand erzählte, während er seine Toilette vollendete, seinem Nachbar die Ereignisse der vorhergehenden Nacht.

„Hätten Sie nur an meinem Hause geklopft," sagte der Perrüquier, „ich wäre dann mit Ihnen gegangen ... und Sie wissen, daß ich eine gute Klinge führe. Ich hätte meinen Stockdegen genommen und wir hätten getrost die Schurken erwartet. Was trinken Sie da? — Lindenblüthenthe, um mich ein wenig von meiner gestrigen Aufregung zu erholen. — Es scheint mir, ich höre ein Geschrei... das ist ohne Zweifel der Neugeborene? — Er schreit schon die ganze Nacht hindurch. — Das Kind

hat eine charmante Stimme! Wohlan, ich will es küssen ... die Mama wird jetzt sicherlich aufgewacht sein."

Schönzopf zieht den Herbaristen mit sich und beide Herren gehen in das Zimmer der Wöchnerin, die sich bereits ein sehr hübsches Morgenhäubchen aufgesetzt hat, denn sind die Schmerzen einmal vorbei, so denken die Damen sogleich wieder an den Putz. Madame Durand lächelt dem Perrüquier anmuthig zu; dieser nähert sich dem Bette auf den Zehen und Frau Moka bietet ihm das Kind hin mit den Worten: „Sehen Sie, wie hübsch es ist!"

Schönzopf nimmt den Neugeborenen zärtlich in seine Arme und betrachtet ihn aufmerksam, während Durand beim Anblicke seines Söhnchens mit ernster Miene ausruft: „Es hat ganz und gar mein Kinn und die Form meines Kopfes! — Ja," sagt Schönzopf, „ich glaube, daß es etwas davon hat."

Frau Moka nimmt nun das Kind wieder und macht dem Pathen einen Knix, denn Frau Moka legt auf Alles, was sie thut und sagt, das gehörige Gewicht, so daß man sogleich merkt, diese Wärterin gehe in vornehme Häuser.

„Wann ist die Taufe?" fragte Schönzopf. — „Morgen, Herr Gevatter, wenn's Ihnen recht ist. — Warum nicht, Frau Gevatterin? Sie wissen, daß ich immer bereit bin. — Sollten wir aber," fiel Durand ein, „nicht warten, bis das Milchfieber vorüber ist? — O nein, es ist mir lieber, wenn die Taufe morgen stattfindet ... — Ich stimme

vollkommen der Ansicht der Madame bei," bemerkt die Wärterin; „je bälder je besser. — Schreibe schnell an die Säugamme, Durand ... Du weißt, in St. Germain. — St. Germain-en-Laye, nicht wahr? — Ja, mein Lieber, en Laye; vergiß auch die Einladungsbillette an die Familie, die Freunde und Bekannten nicht ... Uebrigens habe ich Dir eine Liste gegeben. — Ja, liebe Frau. Ach, mein Gott, wie viele Geschäfte! Mein lieber Freund Schönzopf, wollten Sie mir nicht diese Briefe schreiben helfen? — Recht gerne; es ist noch früh am Tage, und die Fräuleins, welche ich gewöhnlich frisire, stehen nicht um diese Zeit auf. — Nun, so wollen wir auf mein Büreau."

Durand geht in den Laden hinunter, in welchem sein Büreau hinter einer kleinen Glaswand errichtet ist. Schönzopf küßt der Wöchnerin die Hand, wirft auf das Kind einen ausdrucksvollen Blick und folgt dem Herbaristen, auf den Zehen schleichend, eine Gewohnheit, die er, um nicht schmutzig zu werden, auf der Straße angenommen hat. Während er sich entfernt, sagt Frau Moka: „Es hielte wohl schwer, einen höflicheren Pathen zu finden."

Der Herbarist zerkratzt sich vor seinem Büreau den Kopf und kaut an seiner Feder. „Wie müssen doch solche Briefe geschrieben werden? Da es mein erstes Kind ist, so bin ich noch nicht darin bewandert. Wenn es sich um ein Recept zu einem Brustthee oder um ein Laxirmittel handelte, so wäre die Sache bald im Reinen. — Sie sind also ein

halber Arzt, Herr Gevatter?" fragt Schönzopf, indem er sich gleichfalls an den Schreibtisch setzt. — Ja, ich bin sehr gut bewandert in der Kenntniß der Heilkräuter. Ich habe schon zu Pantin, St. Denis, Fontenay und Serres botanisirt. Wenn ich aufs Land gehe, so bleibe ich bei jedem Schritte stehen und blicke überall umher. — Da haben Sie wohl schon Vieles 'gesehen ... Aber es handelt sich jetzt um meinen kleinen Pathen ... man muß ein Cirkular anfertigen, welches für Alle paßt. — Ganz recht, ein Cirkular. — Obwohl ein Junggeselle, habe ich doch in dieser Beziehung schon verheirathete Freunde unterstützt; man fängt immer so an: „Ich habe die Ehre, Ihnen zu melden ... — Nun weiß ich's; bloß der Anfang fehlte mir."

Durand nimmt ein Blatt Papier und schreibt: „Ich habe die Ehre, Ihnen zu melden, daß meine Frau von ihrem ersten Kinde glücklich entbunden worden ist ... Ist's so recht? — Ganz recht," erwidert Schönzopf, „fahren Sie nur fort. — Das Neugeborene ist ein Knabe ... — Vollkommen gut gegeben. — Er ist lebensfähig zur Welt gekommen und die ganze Familie befindet sich wohl. — Das klingt ja, als hätte es ein renommirter Schriftsteller geschrieben! Ich will nur schnell mehre Copien davon fertigen."

Nach Beendigung dieses Geschäftes verläßt Herr Schönzopf den Herrn Durand, verspricht aber, im Laufe des Tages noch einmal zu kommen. Da die morgige Taufe von einem Familienmahle begleitet

sein muß, so trifft man im Hause des Herbaristen alle Anstalten, um die Geburt des kleinen Durand auf eine würdige Weise zu feiern. Katharine hat in der Küche vollauf zu thun; Durand, der in den Laden gebannt ist, denkt bereits an die Zukunft seines Sohnes; während er Kamillen und Maulbeerblätter verkauft, sieht er seinen Erben mit der Advokatenrobe oder der Oberstenuniform bekleidet. Frau Durand denkt sich ihr Kind schon so groß, daß er ihr den Arm geben und sie als Cavalier auf der Promenade begleiten kann. Ihr Sohn wird ein hübscher, wohlgestalteter und geistreicher Junge sein; dies sieht die Mutter bereits Alles zum Voraus, während sie das Püppchen, welches kaum die Augen öffnet, betrachtet und hochfliegende Pläne entwirft. Wer entwirft keine Pläne? Aber die einer Mutter sind die süßesten und wenigstens nicht immer in den Sand gezeichnet.

Inmitten der Bewegung, welche im Hause herrscht, ist Frau Moka am allerrührigsten, und obwohl sie sich fortwährend satt stellt, nascht sie doch fortwährend von Allem, was ihr unter die Hände kommt.

Schönzopf kommt Nachmittags wieder zum Besuche. Durand ist auf einen Augenblick zu seiner Frau hinaufgegangen und sie sind alle Beide sehr unruhig wegen des Namens, den sie ihrem Kinde geben wollen, eine Frage, welche die Ankunft des Pathen natürlich entscheiden muß.

„Wie heißen Sie, mein lieber Schönzopf?“ fragt der Herbarist den eintretenden Perrüquier. —

„Wie ich heiße? — Ja Herr Gevatter, ich habe Sie noch nicht um Ihren Taufnamen gefragt?" sagte die Wöchnerin, „und gerade in diesem Augenblicke suchte ich einen hübschen Namen für mein Kind. — Meine liebe Frau Gevatterin, ich heiße Johann Schönzopf, um Ihnen aufzuwarten. — Johann? Nur Johann? — Nur Johann; aber meiner Meinung nach braucht man kein Dutzend Namen zu haben. Die Hauptsache ist, dem Namen, welchen man führt, Ehre zu machen, den Anstand zu beobachten und gegen die Damen galant zu sein."

Madame Durand spricht nichts, schneidet jedoch eine Grimasse, weil der Name Johann ihr nicht flott genug scheint und sie gerne für ihr Söhnchen einen wohlklingenderen Namen gehabt hätte. Durand murmelt beständig zwischen den Zähnen: „Johann... Joanny ... ja, das ist ein Name, der sich leicht aussprechen läßt; ich hätte indeß lieber einen solchen gehabt, der auch etwas vorgestellt hätte, wie z. B. Geranium, Rosarium oder Stramonium. — Aber mein lieber Nachbar, diese Namen riechen zu sehr nach Teufelsdreck. — Ganz und gar nicht, mein lieber Schönzopf, sie sind im Gegentheil balsamisch und ich kann es Ihnen beweisen. — Ei, mein Herr, fällt Madame Durand ein, ich will nichts von allem diesem! Gibt es einen Geranium im Kalender?"

„Ich glaube nicht," erwiderte Frau Moka. — „Lieber wäre mir Eduard, Stanislaus, Eugen... das klingt hübsch!"

„Meiner Treu, Frau Gevatterin, nennen Sie Ihr Söhnchen wie Sie wollen; ich werde es Johann nennen, weil Johann ein Name ist, der jedem andern zur Seite stehen darf. — Gewiß, Herr Gevatter, ich finde diesen Namen ganz und gar nicht häßlich ... er ist nur ein wenig kurz. — Um so besser. — Wir wollen doch sehen, welchen Namen ihm meine Tante geben wird ... ich glaube, sie heißt Ursula."

„Ich werde mein Söhnchen nicht Ursula nennen," bemerkt der Herbarist; „Johann ist mir lieber... — Dies Alles wollen mir morgen ausmachen ... um wie viel Uhr ist die Taufe? — Mittags. — Sehr gut, ich werde pünktlich eintreffen. — Sie speisen mit uns. — Meine liebe Gevatterin, ich danke Ihnen und werde jetzt meine Einkäufe besorgen. — Seien Sie doch vernünftig, Herr Schönzopf, ich bitte Sie darum! — Seien Sie nur ruhig... das ist meine Sache... also morgen."

Schönzopf geht rasch fort, ohne auf Madame Durand zu hören, die ihm nachruft, er möchte sich doch in keine Unkosten versetzen, während Frau Moka betheuert, sie wette darauf, dieser Pathe werde seine Sache gut machen.

Hätte der Neugeborene geschwiegen, was er aber fünf Stunden lang nicht für passend hielt, so hätte man eine ziemlich ruhige Nacht gehabt. Der zur Taufe bestimmte Tag kündigte sich durch einen hübschen kleinen Regen oder vielmehr durch einen Graupenhagel an, der das Pflaster außerordentlich

schlüpfrig machte; die Amme jedoch traf glücklicherweise ein. Dies war eine starke, vierundzwanzigjährige Bäurin, deren Mann den Liebhabern von St. Germain Esel vermiethete, während sein Weib den Neugeborenen der Hauptstadt etwas Besseres vermiethete. Frau Moka erklärte die Bäurin für eine Kapitalamme und Madame Ledoux behauptete, sie gleiche aufs Haar der Amme ihres zwölften, welches den Papierhändler zum Vater hatte.

Denjenigen, welchen diese Sache am meisten berührte, gefiel die Amme ohne allen Zweifel gleichfalls, denn er warf sich gierig auf das Dargebotene und umfaßte mit seinen kleinen Händchen die reichliche Nahrung verheißende Kugel, ohne dieselbe vor Ablauf einer Stunde loszulassen, weßhalb Frau Moka die Bemerkung machte, das Kind besitze sehr viel Charakter.

Unterdessen hat sich Durand von Kopf bis zu Fuß in Schwarz gekleidet, seine Leibfarbe, denn er glaubt darin das Aussehen eines Doktors zu haben. Die zur Taufe eingeladenen Verwandten lassen auch nicht lange auf sich warten. Zuerst kommt die Gevatterin, Madame Grobblau, küßt sofort ihre Nichte und überreicht ihr das mit feinen Spitzen garnirte Taufhäubchen; als sie aber ihren künftigen Pathen küssen will, sträubt sich dieser unter abscheulichem Geschrei mit Händen und Füßen so sehr gegen die Liebkosungen der Madame Grobblau, daß die Tante ausruft: „Charmant! Er ist Dir wie aus dem Gesichte geschnitten, meine liebe Felicitas."

Die Wöchnerin lächelt und Herr Durand, der einige Schritte entfernt steht, macht der Madame Grobblau eine tiefe Verbeugung und brummt: „Ja, ich glaub', es ist so." Bald nachher kommen Herr und Frau Fuchs, Mützenhändler aus der Rue du Temple und Vettern von Herrn Durand. Herr Fuchs hatte anfangs den Beleidigten spielen wollen, weil man ihn nicht zum Pathen gewählt, als ihm aber seine Frau begreiflich machte, daß ja gerade dadurch bedeutende Ausgaben erspart seien, so legte er jeden Groll ab und nahm eine sehr freundliche Miene an.

Nach diesen erschienen Herr Scheid und Fräulein Aglae, seine Schwester. Herr Scheid ist ein Kummetmacher aus der Rue St. Avoin und Seitenverwandter der Madame Durand. Er füllt seinen Platz bei Tische gebührend aus, man darf jedoch nichts mit ihm sprechen, was über den Kreis seiner alltäglichen Geschäfte hinausgeht. Fräulein Aglae Scheid, die nächstens ihre dreißig auf dem Rücken, aber noch keinen Ehestandskandidaten geangelt hat, besitzt ziemlich viel Lebhaftigkeit, welche noch durch ihre Taubheit, die indeß nicht immer natürlich scheint, vermehrt wird. Ueberzeugt, daß Fröhlichkeit und Zerstreutheit ein Erbtheil der Jugend sind, sucht sie auch alle Manieren eines achtzehnjährigen Mädchens beizubehalten. Ihre Stimme macht den Eindruck einer stets in dem gleichen Tone gespielten Flöte; sie lacht über Alles, was man zu ihr sagt, und oft über das, was sie selbst

spricht; und wenn sie manchmal sogar bei einer sehr traurigen Nachricht lacht, so schiebt sie dies zur Entschuldigung immer auf ihre Zerstreutheit. Uebrigens war Fräulein Aglae mit achtzehn Jahren ziemlich hübsch und könnte es noch sein, wenn sie weniger lachte.

Zwei Nachbarn, von denen der Eine sich stets für krank hielt und deßhalb fortwährend zu Durands Recepten seine Zuflucht nahm, während der Andere, ein großer Liebhaber des Domino, öfters mit dem Herbaristen eine Partie spielte, vervollständigten die Gesellschaft, welche der Wöchnerin ihre Aufwartung machte und das Kleine mit den herkömmlichen Redensarten: „ein schönes Kind! wahrhaftig, es hat süperbe Augen" u. s. w. bewunderte. Alle diese Complimente erwiderte Durand, den Kopf steif in seiner Cravatte haltend, mit tiefen Bücklingen.

Schmerzenreich, dies ist der Name des Nachbars, der stets über eine Krankheit klagte, ging auf den Herbaristen zu und sagte: „Haben Sie ihm noch keinen Kräuterabguß gegeben? — Wem? — Ihrem Kinde. — Meinem Wunsche nach sollte es ein Decoct von Mauerkraut, helxine, trinken, weil dies eine sehr wohlthätige Wirkung auf die Verdauungswege hat; aber die Wärterin meinte, es wäre zu bald. Diese Weibsleute sind eben unverständige Gewohnheitsmenschen. Heute morgen jedoch habe ich, während meine Frau schlief und Frau Moka mit der Amme frühstückte, in aller

Eile den Kleinen mit Fliederwasser, Sambuceus, gewaschen, das gegen Gesichtsflecken schützen soll; sehen Sie, welchen glänzenden Teint das Kind jetzt hat? — Wahrlich, man sollte glauben, sein Gesicht wäre gefinißt."

In diesem Augenblicke kommt Frau Ledoux im höchsten Putze und ruft aus vollem Halse: „Mein Gott, wie unruhig geht's im Zimmer der Wöchnerin zu! Es übersteigt jeden Begriff... und das Kind... das Kind riecht nach Hollunder... Hat es denn böse Augen?"

„Das nicht," erwiderte Durand; „ich habe nur eine Vorsichtsmaßregel angewandt."

„Wie!" sagte Madame Durand, „Du hast das liebe Püppchen mit Hollunderwasser gewaschen! Das ist doch gar zu abscheulich."

„Ich versichere Dir, Frau, es geschah nur zu seinem Besten... ich kenne den Gebrauch der Heilkräuter. — Behalte Deine Kräuter für Dich und mache damit keine Proben an meinem Kinde. — Was mich betrifft," fiel Frau Ledoux ein, so habe ich vierzehn Kinder gehabt, aber keines mit Hollunderwasser gewaschen... Mein Mann, der Gerichtsdiener, gab meinem Ersten etwas Wein zu trinken und davon mußte es eine ganze Stunde lang husten. Meinem Siebenten wollte der Ebenist die Lenden mit Branntwein einreiben, damit es sich besser entwickle, aber es war bucklig als es starb; meinem Dreizehnten endlich, welches vom Papierhändler herkam, ließen wir Kataplas auf

die Augen legen, weil es ein schwaches Gesicht hatte, aber das arme Kleine starb blind. Dies sind die einzigen Versuche, die ich mit meinen Kindern machte. Es scheint mir indeß, daß Alles da ist; auf wen wartet man denn noch? — Auf den Pathen, meine liebe Freundin. — Ah! richtig! auf den Pathen. — Und auf meinen Vetter, Herrn Mistigris, den Tanzlehrer. Es wäre sehr ärgerlich für mich, wenn er sich nicht einstellte; es ist ein so lieber Mann... und Sie wissen, was er für Contretänze aufführt! mit welchem Geschmack! mit welcher Präcision! — O ja; ha! ha! ha!" sagte Fräulein Aglae, laut lachend. Und Frau Ledoux erwiderte: „Ich glaube, daß ich ihn einmal in Ihrem Magazine habe spielen hören... In der That, er führt einen vortrefflichen Bogenstrich. Bevor ich eintrat, glaubte ich, es seien mindestens vier Blinde bei Ihnen."

„Meiner Meinung nach greift die Violine die Nerven an," sagte Schmerzenreich ganz leise zu Durand. „Ja," versetzte der Herbarist; „aber man nimmt einige Messerspitzen voll Pfeffermünze, menta mentae; dies ist ein Antispasmodicum."

Ein höchstens vier Fuß sieben Zoll großes Männchen unterbricht durch seinen zephyrleichten Eintritt das Gespräch und steht mit zwei baskischen Sprüngen vor dem Bette der Madame Durand. In diesem lustigen Wesen wird man bereits den Tanzlehrer Mistigris erkannt haben, der, obwohl bereits gegen vierzig Jahre alt, die Erde kaum be-

rührt und seinen Körper in einer beständigen Bewegung hält. Die Physiognomie des Tanzlehrers hat ganz den Ausdruck seines Standes und kündigt einen Mann an, dem unaufhörlich Pirouetten vor den Augen flimmern.

„Wir sprachen so eben von Ihnen, mein lieber Vetter," sagte Madame Durand, während sie Herrn Mistigris ihre Hand reichte, der, auf einem Beine stehend, dieselbe küßte. „Ich fürchtete, Sie würden nicht kommen! — Ich hatte Ihnen aber doch versprochen, bis Mittag hier zu sein und nun bin ich da. Ich hatte einige Lektionen zu geben, die mich aufhielten. Auch ist das Pflaster sehr schlecht; ich habe mehr als einen Particulier ein Seitenpas machen sehen... Guten Tag, Durand, wo ist das Kind?"

„Hier, mein Herr," sagte Frau Moka; „warten Sie, ich will es auf den Arm nehmen. — Wie gefällt es Ihnen, mein lieber Vetter?" fragte Madame Durand. — O! das Gesicht kümmert mich wenig, ich will nach seinen Beinen sehen. — Das kann jetzt unmöglich geschehen; es ist zur Taufe eingewickelt und angekleidet. — Wenn ich seine Beine gesehen hätte, so hätte ich Ihnen sogleich sagen können, was einst aus ihm werden wird; denn, meine liebe Cousine, die Beine sind der Maßstab, wornach man einen jeden Menschen beurtheilen muß. Eine mehr oder minder dicke, mehr oder minder gutgeformte Wade ist das untrügliche Kennzeichen von Geist oder Talent. — Ha! ha! ha!

Wie, der Geist steckt in den Waden?" sagte Fräulein Aglae Scheid. — „In der Wade steckt Alles, Fräulein, sogar die Seele. — Was die Seele betrifft, mein lieber Vetter," versetzte der Herbarist mit vielem Ernste, „so nimmt Hippokrates als ihren Sitz die linke Herzkammer, Erasistrates die Haut, welche das Gehirn umgibt, und Strabo den Raum zwischen beiden Augenbrauen an. — Gut, mein lieber Vetter, wenn diese Herren die Seele in den Magen, das Gehirn oder zwischen beide Augenbrauen versetzen, so kann ich mit allem Recht als ihren Sitz die Waden annehmen. Jeder hat sein System."

„Meine Herrn," sagte Frau Ledoux und suchte mit ihrer Stimme alle Anwesenden zu übertäuben, „Sie machen ein zu großes Geräusch, Sie sprechen zu laut; meine Frau Nachbarin wird Kopfweh und nachher Milchknoten bekommen, wie es mir bei meinem sechsten Kinde, das vom Ebenisten war, ergangen ist."

„Ha! ich sehe den Pathen," rief Frau Moka. Bei der Anmeldung des Pathen kehrte die Ruhe wieder zurück, indem die Verwandten denjenigen, welcher für würdig befunden wurde, das Neugeborene aus der Taufe zu heben, mit Aufmerksamkeit mustern wollten.

Herr Schönzopf erschien in blauem Frack, dessen Knöpfe gleich Spiegeln glänzten, in einer weißen Piquéweste und schwarzen Hosen. Er war mit ganz besonderer Sorgfalt frisirt, hielt seinen dreieckigen

Hut in der Hand und hatte unter jedem Arm eine Confektbüchse.

Der Pathe, obwohl etwas genirt durch die Gegenstände, welche er trägt, tritt in das Zimmer und gibt sich Anfangs jene ernste Miene, die man manchmal affektirt, um nicht dumm zu scheinen, wodurch sich aber nur Thoren täuschen lassen. Bald jedoch kommt Schönzopf wieder auf seine gewöhnliche Physiognomie zurück und lächelt mit Jedermann. Hierauf geht er auf das Bett der Wöchnerin zu und überreicht ihr die Confektbüchsen, sowie ein kleines Paket mit vier Paar Handschuhen.

„Ich dachte mir doch, Sie würden einen tollen Streich machen," sagte Madame Durand, dem Friseur einen Coulissenblick zuwerfend. Dieser zog zwei Töpfchen mit Confitüren aus seiner rechten Tasche und gab ihr dieselben mit den Worten: „Dies ist Etwas für den Magen. — Aber das ist zuviel; ich werde ernstlich böse, Herr Gevatter. — Und das ist für die Brust," sagte Schönzopf, indem er aus seiner linken Tasche eine halbe Flasche Scubac herausnahm. — „Ah! Sie sind doch gar zu galant."

„Hier ist die Frau Gevatterin, mein lieber Schönzopf," sagte der Herbarist und stellte Madame Grobblau vor, die sodann gegen den Pathen einen tiefen Knix machte. Dieser überreichte der Gevatterin ein sehr schönes Bouquet, ferner vier Confektbüchsen und ein kleines Paket Handschuhe. Während aber Madame Grobblau die Geschenke des

Pathen bewunderte, näherte sich Schönzopf der Wöchnerin und flüsterte ihr leise zu: „Die Handschuhe der Frau Gevatterin sind von Grenoble, die Ihrigen aber von Paris. Ihr Confekt ist sehr fein und es sind Pistazien darunter, sie aber hat nur Haselnüsse erhalten."

Madame Durand antwortete hierauf nur mit einem boshaften Blicke und Frau Moka rief, während sie ihre fünf Finger in eine von Madame Grobblau geöffnete Büchse steckte: „Das ist eine vortreffliche Taufe, ich zweifle, ob es eine schönere geben kann."

„Apropos, meine liebe Tante, welches ist Ihr Vorname?" fragte Madame Durand. — „Johanna, meine liebe Freundin. Erinnerst Du Dich nicht mehr, daß man mich immer Jeannette nannte? — Daraus folgt, daß das Kind nothwendig Johann heißen muß," sagte Schönzopf; „indeß kann die Mama noch einen zweiten Namen hinzufügen. — Gut, nennt es Stanislaus, dieser Name gefällt mir sehr. — Also wohl gemerkt, Johann Stanislaus. Aber jetzt ist es Zeit zum Gehen. — Die beiden Fiaker warten bereits vor der Thüre," sagte Katharine.

„Wird mich Jedermann verlassen?" fragte die Wöchnerin. — „Ich bleibe unverletzlich bei Ihnen, Madame," sagte Frau Moka, ein großes Stück Confekt, das sie erwischt hatte, in den Mund schiebend. — „Ich fürchte, der Wagen betäubt mich," sagte Herr Schmerzenreich. — „Ha! eine Taufe,

das muß etwas sehr Hübsches sein," sagte Fräulein Aglae. — „In einer Minute ordne ich den Zug," sagte Herr Mistigris, welcher, nachdem er die Beine des Pathen bewundert hatte, ins Speisezimmer gegangen war, um Kreuzsprünge zu machen. „Man gebe den Damen die Hand und halte beim Gehen das Tempo ein."

Herr Mistigris spielte nun eine Arie aus Richard und ging dicht hinter der Gesellschaft her; seine Absicht war, sich neben den Kutscher auf den Bock zu setzen und den Pferden einen Tanz aufzuspielen, damit sie im Tempo trabten; da es jedoch gerade schneite, so entschloß er sich, ins Innere des Wagens zu dem Kinde und seiner Amme, dem Pathen, der Gevatterin, Herrn Fuchs und Fräulein Aglae hineinzusteigen und die Gesellschaft zu unterhalten, indem er den ganzen Weg über Walzer spielte, welche das Kind mit Schreien begleitete.

Wir wollen der Gesellschaft nicht auf die Mairie und in die Kirche folgen. Jedermann weiß, was eine Taufe ist, und diese bot nichts Besonderes dar, außer daß Mistigris in der Kirche ein Menuett spielen wollte, was man jedoch nicht zugab. Nachdem endlich pflichtmäßig eingetragen worden war, daß den 15. März 1805 den Durand'schen Eheleuten ein Knabe geboren worden sei, wurde das Kind Johann Stanislaus genannt. Der erste Name, welcher sich am Leichtesten aussprechen ließ, gefiel besonders der Amme, welche das Kind immer Johann nannte. Auch wir wollen, wie die Amme,

unsern Helden immer nur Johann nennen, da, um mit Herrn Schönzopf zu reden, dieser Name so viel werth ist, als ein anderer, und da es Johann von allen Gattungen gibt, so muß es nothwendigerweise auch sehr liebenswürdige, sehr geistreiche und sehr rechtschaffene geben. Wir werden in der Folge sehen, zu welcher Klasse unser Johann gehört.

Man bestieg die Fiaker wieder. Herr Schönzopf hielt beständig seinen Hut in der Hand, und das Spiel des Herrn Mistigris verkündigte die Rückkehr der Gesellschaft.

Es war gegen drei Uhr. Das Dejeuner oder vielmehr das Diner wurde in dem Zimmer der Wöchnerin servirt, welche Zeuge von dem Feste sein wollte, obwohl Frau Moka ihr gesagt hatte, der Lärmen werde ihr den Kopf verwirren. Katharine hatte sich selbst übertroffen und der Dampf des ersten Gerichtes schmeichelte höchst angenehm dem Geruchsinne. Madame Durand ordnete die Plätze; Herrn Schönzopf setzte sie nicht neben Fräulein Aglae, sondern zwischen die Gevatterin und Madame Fuchs; Fräulein Scheid sah sich genöthigt, mit Herrn Schmerzenreich und dem Dominospieler, der heiter war wie ein doppelter Sechser, zu lachen.

Während des ersten Gerichtes hörte man nur das Geklirr der Teller und Gabeln, sowie das Geräusch von Herrn Mistigris Füßen, welcher unter dem Essen fortwährend den Takt trat. Beim zweiten Gange entspann sich ein Gespräch; man ließ sich

den alten Burgunder des Herbaristen trefflich schmecken und lobte besonders die Schönheiten des Neugeborenen, sowie die guten Eigenschaften, welche das Kind nothwendigerweise von seinen Eltern ererben mußte; Fräulein Aglae lachte dem Herrn Schmerzenreich ins Gesicht, weil er ihr rieth, nicht zu viele Sardellen zu essen, da dies sehr reizend sei. Herr Schönzopf trank und aß beinahe so viel als Frau Moka, die mit ungemeiner Geschicklichkeit Alles, was sich auf ihrem Teller befand, verschwinden ließ und denselben bei jeder Schüssel, die man herumbot, stets aufs Neue präsentirte, mit den Worten: „Ich will's nur versuchen." Frau Ledoux aß wenig und sprach immer von ihren Kindern; Herr Fuchs hörte ihr mit liebenswürdiger Miene zu; Frau Fuchs sprach gar nichts und berechnete, was wohl jede Schüssel kosten konnte; Herr Scheid that nichts als schlucken und einschenken; der Dominoliebhaber griff bei jeder Schüssel zu, und Herr Durand konnte es kaum erwarten, bis man eine Platte mit Eierschnee präsentiren würde, in welche er ohne Wissen Katharinens einen Kräuterabguß geschüttet hatte, der nach seiner Meinung den Eiern einen ausgezeichneten Geschmack geben sollte.

Der Eierschnee wurde endlich den Gästen servirt; der Herbarist sagte nichts, lächelte aber, als er sah, daß Jeder über den Geschmack der Eier verwundert schien und daß man sich fragend anblicke.

„Ich will es Ihnen sagen," rief Herr Durand,

„denn ich glaube, Sie könnten lange vergebens hin und herrathen; ich habe nämlich einen Abguß von Kräutern, die außer ihren aromatischen und stärkenden Eigenschaften auch zur Blutreinigung sehr tauglich sind, heimlich unter diese Eier gemischt, um Ihnen eine angenehme Ueberraschung zu bereiten; ich bin überzeugt, daß man selbst bei Hofe nichts dergleichen bekommt. He! Ist es nicht delikat?"

Murrend blickten die Gäste einander an. „Ja diese Eier haben einen ganz besondern Geschmack. — O das wußte ich wohl; je mehr Sie davon essen, desto ausgezeichneter werden Sie dieselben finden."

„Ich habe eben kein besonderes Gelüste darnach," sagte Schönzopf. — „Ich auch nicht," sagte Herr Mistigris, indem er ein Entrechat unter dem Tische machte. „Mir schmeckt es auch nicht recht," sagte Frau Moka. Die übrigen Gäste thaten, wie Schönzopf und ließen ihren Eierschnee liegen. Als aber Schmerzenreich gehört hatte, er wäre gut zur Blutreinigung, ließ er sich zum zweiten Male damit bedienen und verlangte sogar zum dritten Male davon, als der Herbarist ihm versicherte, eine einzige Platte könne vor vielen Krankheiten schützen.

Glücklicherweise hatte Durand mit dem Dessert keine Versuche angestellt und das Zwischengericht mit den Kräutern wurde vergessen, indem man auf die Gesundheit des Neugebornen und seiner Eltern trank. Der Champagner schäumte in den Gläsern; Fräulein Aglae lachte aus vollem Halse, weil ihr

Stöpsel der Madame Fuchs an die Nase flog; Schönzopf füllte die Gläser, und Frau Moka, nachdem sie das ihrige rasch geleert, trank auch noch das Glas ihres Nachbarn aus und rief dann: „Ach Gott, ich habe einen Mißgriff gemacht!"

„Was wird man aus meinem kleinen Pathen machen," fragte jetzt Madame Grobblau. „Hast Du bereits einen Plan, meine liebe Felicitas? — Ich wünsche, daß er ein munterer Junge werde, meine liebe Tante," sagte Madame Durand; „was den Stand betrifft, so werden wir dies später sehen." — Vor Allem lassen Sie ihn frühzeitig das Tanzen lernen," bemerkte Herr Mistigris, „dies ist das sicherste Mittel, seinen Körper und seinen Geist auszubilden."

„Wenn man aber aus meinem Pathen einen wackeren Soldaten machte?" fiel Schönzopf ein, der gedient hatte und immer gerne von seinen Feldzügen sprach. „Man rückt jetzt schnell vor. Wenn er mit achtzehn Jahren in den Dienst tritt, so wette ich darauf, daß er mit zwanzig Kapitän ist."

„Ach! Herr Schönzopf, Sie wollen meinen Sohn tödten. — Nein, meine liebe Gevatterin; ich sage nur, der Soldat kann es jetzt sehr weit bringen." — „Mein Sohn soll ein Gelehrter werden," sagte Herr Durand; „ich werde ihn schon mit vier oder fünf Jahren botanisiren lassen, und wenn er die Heilkräuter einmal gut kennt, so ist sein Glück gemacht. — Man sollte ihm ein Dominospiel kau-

fen," sagte der Nachbar; „durch nichts lernt man schneller rechnen."

Herr Schmerzenreich sprach seit einigen Minuten kein Wort, sondern bewegte sich nur auf seinem Stuhle hin und her, sah bleich aus und schnitt Grimassen, denn der Eierschnee mit Kräutern schien seinem Magen sehr übel zu bekommen.

Mochte nun der kleine Johann ein Gelehrter oder ein Held werden, Schönzopf schlug jetzt ein volles Glas auf seine Gesundheit vor; Herr Schmerzenreich trank aber nicht, sondern flüsterte dem Herbaristen einige Worte ins Ohr und dieser antwortete ihm: „Versuchen Sie, wie gut es Ihnen thut." Herr Schmerzenreich, der seine Versuche nicht vor der ganzen Gesellschaft anstellen wollte, stand auf und verließ das Zimmer. Indeß wurde die Fröhlichkeit bald geräuschvoller, Schönzopf wollte singen, Mistigris tanzen, Fräulein Aglae lachte unaufhörlich und Frau Moka schenkte sich zum dritten Male ein.

Madame Durand gestand endlich, sie fühle sich etwas ermüdet und nun dachte die Gesellschaft an den Rückzug. Man nahm Abschied, man küßte einander und ging hierauf durch den Laden, in welchem Herr Mistigris den Vorschlag machte, mit Fräulein Scheid die Gavotte tanzen zu wollen. Da es jedoch im Laden sehr kalt war, so wollte Jedermann nach Hause gehen. Herr Schmerzenreich, der endlich wieder zum Vorschein kam, aber nur mit der größten Mühe gehen konnte, bat Herrn

Durand, ihn bis an die Thüre zu führen. Der Herbarist erwies seinem Nachbar diesen Dienst und gab ihm die Versicherung, daß er sich am folgenden Morgen vollkommen wohl befinden würde; dann kehrte er zurück und legte sich zu Bette, während er noch lange darüber nachgrübelte, wie er seinem Sohne am leichtesten die Liebe zu Heilkräutern einpflanzen könnte.

Drittes Kapitel.

Reise im Coucou — Besuch bei der Amme.

Am Morgen nach diesem denkwürdigen Tage vertauschte der kleine Johann den väterlichen Herd mit dem der Susanne Jomard, bei welcher er drei kleine Kameraden fand, von denen der älteste kaum sechs Jahre zählte, ohne das Kind zu rechnen, welches so eben entwöhnt worden war. Man sieht, daß Vater Jomard, trotz dem Eselvermiethen, doch nicht vergaß, seine Grundstücke anzubauen.

Madame Durand hatte, als sie von ihrem Kinde Abschied nahm, reichliche Thränen vergossen, während Herr Durand sich alle Mühe gab, um seiner Gattin begreiflich zu machen, daß St. Germain nicht in Indien liege und daß man, wenn auch nicht mit einem Dampfschiffe, doch auf mannigfache Weise und in sehr kurzer Zeit dahin gelangen könne.

Eine Mutter nimmt es höchst übel, wenn man

ihr beweisen will, sie weine mit Unrecht um ihr Kind; übrigens hatte Madame Durand gerade nicht die Gewohnheit, aufmerksam auf das zu hören, was ihr Mann sagte. Susanna, die reichlich beschenkt wurde, empfing von der Mama alle möglichen Vorschriften, wie sie nur mütterliche Zärtlichkeit erfinden kann. Man schärfte ihr besonders ein, das Kind niemals schreien zu lassen, was sie auch feierlich versprach; dessen nngeachtet durfte der kleine Johann den ganzen Weg über ungehindert schreien.

Herr Durand wollte der Amme gleichfalls Weisungen ertheilen, aber seine Frau machte ihm bemerklich, daß ein Mann sich erst in die Erziehung eines Kindes mischen darf, wenn dasselbe entwöhnt worden ist. Der Herbarist gestand die Richtigkeit dieser Bemerkung zu; dennoch übergab er Susannen heimlich ein Päckchen mit Kräutern und empfahl ihr, seinem Sohne jedesmal, so oft sie ihn niesen sehe, einen Abguß davon zu machen. Susanne versprach es; als sie aber zu Hause ankam, warf sie das Kräuterpäckchen ihren Kaninchen hin, ohne daß diese genossen hatten.

Da das Wochenbette einen glücklichen Verlauf hatte, so wurde Frau Moka nach vierzehn Tagen verabschiedet. Eingedenk der guten Bewirthung versprach sie, sich öfters nach der Gesundheit der Madame erkundigen zu wollen.

Nach drei Wochen war Madame Durand vollkommen hergestellt und hatte bereits ihre Farbe

wieder erlangt. Obwohl bereits fünfunddreißig Jahre alt, war die Gattin des Herbaristen doch eine sehr angenehme kleine Brünette, deren Teint und Wuchs öfters die Bewunderung ihrer Kunden erlangte, besonders wenn sie von Schönzopf frisirt worden war.

Madame Durand hätte sich längst gerne nach St. Germain begeben, um ihr Söhnchen wieder zu sehen, aber der Doktor hatte ihr das zu frühe Ausgehen verboten, besonders da man erst im April war und eine bedeutende Kälte herrschte. Madame Durand hätte indeß dem Froste Sibiriens getrotzt, um ihr Kind zu besuchen, aber ihr Gemahl holte den Nachbar Schönzopf, damit er seine Frau zur Vernunft bringen möchte, welchen Versuch dieser auch wirklich machte.

„Ach!" rief Madame Durand, einen Seufzer ausstoßend. „Ach! Herr Schönzopf, Sie sind keine Mutter."

„Nein, aber ich bin Pathe," erwiderte der Friseur, „und ich schmeichle mir, gegen das Kind die größte Zärtlichkeit zu hegen."

„Und ich, Frau," sagte der Herbarist, „bin ich nichts bei all diesem? Es scheint mir doch . . ."

„Ja, aber Du bist so kalt! Du fühlst nicht im Mindesten das Glück, einen Sohn zu haben . . . Du denkst nur an Deine Kräuter! Ach Gott! das Kind muß bereits so groß, so schön, so liebenswürdig sein . . . — Glaubst Du vielleicht, daß es schon mit drei Wochen spricht? — Nein, ich weiß

wohl, daß es nicht für Dich spricht... aber für mich, das ist etwas Anderes; eine Mutter versteht Alles, was ihr Kind sagen will. Nun ich will noch acht Tage warten, weil man es verlangt, aber dann höre ich auf Niemand mehr und reise nach St. Germain."

Nach acht Tagen wird Madame Durand von einem Augenleiden befallen und dadurch genöthigt, ihre Reise aufzuschieben. Uebrigens schrieb Susanne oder vielmehr, ließ alle Wochen an die Eltern des kleinen Johann schreiben und ihnen melden, daß ihr Pflegling wachse wie ein Pilz, daß er gesund und dick sei, und von Jedermann wegen seiner Schönheit und seiner Antworten bewundert werde. Wahrscheinlich bestanden aber diese Antworten nur in einer Art Pantomime, denn wenn man die Briefe der Ammen immer wörtlich nehmen wollte, so müßte z. B. ein fünfzehn Monate altes Kind im Stande sein, am Chorpulte zu singen und Piquet zu spielen.

Endlich verlor sich das Augenleiden und es stand dem Besuche der Madame Durand nichts mehr im Wege. Der Tag wurde festgesetzt. Es war ein sehr schöner Maimorgen, Madame Durand machte eine Toilette, welche die Mitte zwischen einer Kokette und Amazone hielt. Sodann wurde sie von Gevatter Schönzopf, der sich zu ihrem Begleiter angetragen hatte, abgeholt. Ihr Mann blieb zu Hause seiner Geschäfte wegen.

Die Mama und der Pathe mietheten ein Cou-

cou, in welchen der Conducteur sie fast mit Gewalt hineinzwängte, indem er versicherte, das Gefährt sei nun voll und gehe sogleich ab.

Im Innern des Coucou's saßen bereits zwei Personen, ein junger Herr und eine Grisette, die ganz vertraulich miteinander plauderten. Der junge Herr rückte jetzt näher zu der Grisette hin, damit Madame Durand neben ihm Platz nehmen konnte, denn der Kutscher hatte mit einer Stentorstimme gerufen: „Drei Personen auf jeden Sitz, und zur Noth, wenn Kinder kommen, vier."

Schönzopf setzte sich der Madame Durand gegenüber. Mit dem Abfahren hatte es jedoch noch Zeit. Der Kutscher hielt alle Vorübergehenden an, um sein Gefährt voll zu machen, und versicherte jedesmal, es gehe sogleich ab. Fünf Minuten verstrichen und der Kutscher fuhr immer noch nicht. „Ach!" jammerte Madame Durand, „wir werden zu spät kommen, ich werde nicht mehr Zeit haben, mein Kind zu umarmen."

„Ich glaube, dieser Tölpel da hat uns zum Besten," sagte Schönzopf, indem er seinen Kopf aus dem Wagen streckte.

„Warteten Sie schon lange, mein Herr?" fragte Madame Durand ihren Nachbar. — „Eine halbe Stunde, Madame," sagte der junge Herr lächelnd.

„Eine halbe Stunde? Ach! das ist abscheulich. Lassen Sie uns aussteigen, mein lieber Schönzopf. — Endlich wird's gehen ... Beruhigen Sie sich."

Wirklich brachte der Kutscher einen jungen Herrn, den er so eben einem seiner Kameraden entrissen hatte und eigentlich in das Gefährt neben Schönzopf hineinstieß, mit den Worten: „Ich sagte Ihnen ja, es wäre voll und ich würde sogleich abfahren."

Der junge Herr, seinem ganzen Aussehen nach ein Engländer, blickte verwundert um sich, indem er kaum begreifen konnte, wie er in den Coucou hereingekommen war und untersuchte sodann seine Cravatte, während Schönzopf dem Conducteur zurief: „He! geht es jetzt ab? — Gewiß, mein Herr, gewiß."

„Coachman," sagte der junge Herr, „Sie haben mir den Preis nicht genannt. — O, seien Sie ganz ruhig, Mylord, es kostet immer das Gleiche. Ich bin ein guter Kerl." Dies sprechend, lief der Kutscher einer Amme nach, die er unter mehren seiner Kameraden stehen sah, während Schönzopf mit grimmiger Stimme ihm zurief: „Wir wollen sogleich abfahren."

„Mein Herr," sagte der Engländer, sich an Schönzopf wendend, „wollten Sie mir wohl sagen, wieviel das Gleiche beträgt?"

Schönzopf blickte den Engländer an, weil er ihn nicht recht verstanden hatte, und fragte dann Madame Durand: „Habe ich recht gehört?"

„Ich fragte Sie, wieviel das Gleiche, welches der Coachman verlangt, ausmacht. — Ah! ich verstehe; den Fahrpreis wollten Sie wissen? — Yes. — Dieser beträgt zwanzig Sous, wenn man han-

delt, und fünfundzwanzig Sous, wenn man nichts sagt. — Ist es hier Sitte, daß die Coachman die Reisenden mit Gewalt in ihr Gefährt schleppen? — Wurden Sie hereingepreßt? — Yes; er machte mich einem Andern streitig, der mich bereits an der Cravatte ergriffen hatte; glücklicherweise zerriß die Cravatte, sonst wäre ich erdrosselt worden."

„Aber man fährt immer noch nicht ab," sagte Madame Durand, „und es ist schon zehn Uhr vorbei; ich werde krank vor Ungeduld. Lassen Sie uns aussteigen, mein lieber Schönzopf."

„Zuerst aber will ich den Kutscher durchprügeln," sagte der Friseur und wollte gerade, mit seinem Stocke bewaffnet, aussteigen, als die Amme hereingeschoben und Schönzopf dadurch zum Sitzenbleiben genöthigt wurde.

Die Amme setzte sich zwischen Schönzopf und den Engländer, und der Kutscher überreichte ihr ihr Pflegekind mit den Worten: „Wir fahren sogleich ab, in einer Sekunde haben wir die Barrière hinter uns."

„Kutscher, wenn nicht auf der Stelle abgefahren wird," rief Schönzopf voll Wuth, „so haben Sie es mit mir zu thun. — Seien Sie ruhig, mein Herr, das Gefährt ist jetzt voll."

Endlich schloß der Kutscher den Coucou und stieg auf den Bock, fuhr aber nicht fort, sondern blickte ringsumher und rief aus Leibeskräften: „Ein Kaninchen, ein Kaninchen nach St. Germain!"

„Warum ruft er nach Kaninchen?" fragte der

Engländer die Amme, und diese antwortete ihm: „Ganz natürlich, er will eben den Ofen voll machen.“ Der Engländer, welcher es nicht verstand, kehrte sich um und sprach kein Wort mehr. Madame Durand, die das hereingebrachte Kind mustierte, sagte ganz leise zu Schönzopf: „Welcher Unterschied zwischen diesem Kinde und meinem Sohn. — So groß, als zwischen einem Titus und einem Zopfe,“ erwiderte der Friseur. Die Grisette und der sie begleitende Herr mischten sich in gar nichts.

Als es immer noch nicht vorwärts ging, wollte Schönzopf den Kutscher ohne Weiteres am Kragen nehmen; da kam ein kleiner, schlecht gekleideter Mann mit einem Pakete unter dem Arme und stieg zu dem Kutscher auf den Bock, nachdem er zuvor die Gesellschaft ehrfurchtsvoll gegrüßt hatte. Jetzt faßte der Kutscher endlich den Entschluß, sich auf den Weg zu machen, aber es ging vorderhand bloß im Schritt und er rief fortwährend: „Noch ein Kaninchen nach St. Germain; dies ist das letzte, und wir fliegen davon.“ Endlich setzte sich eine Bäuerin neben den Kutscher, dieser peitschte jetzt seine Pferde und der Coucou rollte auf der Straße nach St. Germain dahin.

Unterwegs zog der kleine Mann auf dem Bocke, welcher ein Schneider war, aus seinem Pakete eine Dose hervor und bot der ganzen Gesellschaft Schnupftabak an. Unglücklicherweise flog Einiges davon dem Engländer in die Augen; dieser nahm die Sache ganz ernsthaft, ergriff den kleinen Schneider beim

Kragen und wollte durchaus mit ihm boxen. Schönzopf stellte den Frieden wieder her.

Zu Nanterre wurde eine halbe Stunde Halt gemacht und die Gesellschaft nahm in einem Gasthofe Erfrischungen ein. Das junge Pärchen ging unterdessen spazieren. Wie man wieder in den Wagen stieg, so bemerkte Madame Durand, daß das Kleid der Grisette sehr zerknittert war. Der Rest des Weges wurde ziemlich angenehm zurückgelegt.

Endlich befindet sich Madame Durand in St. Germain; sie athmet dieselbe Luft mit ihrem Sohne. Sie ergreift Schönzopf beim Arme und nun geht es auf die Wohnung Susannens zu, die man aber nicht ohne Schwierigkeit findet. Endlich lesen sie in einem öden Gäßchen über einer Thüre die Worte: Jomard hält Esel.

Alsbald läßt Madame Durand Schönzopfs Arm los und stürzt in den Hofraum des Hauses, wo sie vier Kinder sieht, die sich neben Hühnern und Enten auf dem Miste herumwälzen und an einem Stück Brod nagen, dessen Farbe schwer zu erkennen war.

„Ist es wohl unter diesen?“ fragte Schönzopf. — O nein, sie sind zu alt,“ sagte Madame Durand. „Susanne! Frau Jomard! Susanne, bringen Sie mir doch mein Kind, den lieben Stanislaus. — Den hübschen, kleinen Johann,“ rief Schönzopf.

Die Amme kam in einem sehr nachlässigen Anzuge aus einem kleinen Zimmer und wußte sich vor Ueberraschung kaum zu fassen. „Bringen Sie mir

doch meinen Sohn," sagte Madame Durand. — „O, warten Sie nur, er liegt in seiner Wiege. Sie werden sehen, er befindet sich ganz wohl."

Madame Durand folgte Susanne in das kleine Zimmer, wo die Wiege ihres Sohnes neben einem großen Bette stand, in welchem die ganze Familie Jomard zu liegen pflegt. Der kleine Johann schlief. Susanne nahm ihn heraus und gab ihn seiner Mutter, die das Kind mit Küssen bedeckte und zugestand, daß es vollkommen gesund sei. — „Sein Häubchen ist etwas schwarz," sagte die Mama. — „Ach! Madame, es war diesen Morgen noch ganz weiß, aber bei Kindern wird Alles so schnell schmutzig. Ei, der Papa gibt ihm ja keinen Kuß. — Dies ist nicht mein Mann, sondern der Pathe." Madame Durand zeigte jetzt dem Friseur das Kind, mit den Worten: „Sehen Sie, wie schön es ist." Schönzopf küßt dasselbe; aber der Kleine wühlt mit seinen Händen in den gepuderten Locken seines Pathen. „Köstlich!" ruft Schönzopf, indem er seine beschädigte Frisur zu retten suchte.

„Ich glaube, es gleicht mir," sagt Madame Durand und geht mit ihrem Kinde nach dem Garten, den ihr Susanne zeigt. Hierauf führte die Amme den Friseur auch zu ihren Kindern, damit er sie gleichfalls bewundern möchte; ihr letztes, erst sechszehn Monate altes, fuhr Schönzopf mit seinen vom Miste schmutzigen Händchen ins Gesicht; der zweite Knabe klammerte sich an die Waden des Friseurs; der dritte nahm ihm seinen dreieckigen

Hut, setzte denselben zuerst auf und warf ihn sodann in einen Speicher; endlich kletterte das älteste auf den Rücken des geputzten Herrn und spielte mit seinem Zopfe.

Der arme Pathe, nicht im Stande, sich von den vier Kindern loszumachen, schrie: „He! mein Hut! mein Zopf! mein Rock! Ihr kleinen Narren verderbet mir Alles! Frau Jomard, schaffen Sie doch Ihre Kinder fort."

Susanne lachte aus vollem Halse über die kleinen Schelmereien ihrer Racker, und Madame Durand mußte bei ihrer Rückkehr ebenfalls lachen, als sie Schönzopf erblickte, den man nicht mehr erkennen konnte, weil sein Zopfband aufgegangen war, und ihm nun die Haare über die Schulter und das von dem jüngsten Kind geschwärzte Gesicht flatterten.

„Ach Gott! mein lieber Schönzopf, Sie sehen ja aus wie ein Waldmensch," sagte Madame Durand. Susanne erlöste nun den Armen, der lieber wie ein cultivirter Mensch aussehen wollte, von den Quälgeistern, indem sie die Eselspeitsche herbeiholte.

„Sie werden die Güte haben, mit uns zu speisen, Madame," sagte die Amme; „Schade, daß wir von Ihrem Besuche vorher nichts wußten; indeß kann ich ihnen immerhin noch ein Essen bereiten. — Ich nehme es recht gerne an, meine liebe Susanne, und zwar, weil ich bei meinem Kinde bleiben möchte."

Schönzopf hätte lieber bei einem Traiteur dinirt

und machte auch Madame Durand den Vorschlag dazu, diese aber willigte nicht ein; Butter, Milch und ihr Kind, dies ist Alles, was sie verlangt, und der Pathe muß sich in ihre Wünsche fügen.

Während Susanne das Essen bereitet, ordnet Schönzopf seine Toilette wieder ein wenig. Bald darauf setzt man sich zu Tische. Neben Schönzopf sitzen die vier Racker, welche ihm so übel mitgespielt haben. Madame Durand behält während des Essens ihr Kind auf dem Arme. Die Mahlzeit geht ohne ein besonderes Ereigniß vorüber, außer daß einer der Kleinen dem Friseur Suppe über die Weste hinunterschüttet. Aus Furcht vor weiterem Unheil sehnt sich Schönzopf sehr nach Hause. Er zieht die Uhr heraus und sagt: „Vergessen wir ja nicht, daß wir fern von Paris sind, und daß eine späte Heimkehr für Sie, Frau Gevatterin, nachtheilig sein könnte. Es ist bereits fünf Uhr. Wir müssen jetzt gehen, denn bis wir nach Paris kommen, wird es wenigstens acht Uhr."

„Jetzt schon gehen?" sagte Madame Durand, „jetzt schon mein Herzchen verlassen? Das ist grausam! Aber ich werde bald wiederkommen, hören Sie, Amme, ich werde mein Kind oft besuchen. — Ja, Madame, und Sie werden es immer in gutem Zustande finden. Auf, ihr Racker, küßt die Madame! sie hat mir etwas gegeben, wofür ich Euch Spielsachen kaufe."

Schönzopf, welcher fühlt, daß diese Einladung auch ihm gilt, zieht seine Börse heraus und be-

schenkt die kleinen Schelme; dann gibt er seinem Pathen einen Kuß und eilt in den Hof hinunter, um allen ferneren Liebkosungen der jungen Jomards zu entgehen. Endlich verläßt auch Madame Durand die Wohnung der Amme, aber nicht, ohne noch zärtliche Blicke zurückzuwerfen.

„Diese Susanne ist eine sehr gute Frau; die Jomards sind eine ausgezeichnete Familie," sagt Madame Durand zu ihrem Begleiter. — „Ja, ausgezeichnet," erwidert Schönzopf und verdoppelt seine Schritte, aus Furcht, es möchte der Mama einfallen, noch einmal umzukehren. Bald finden sie einen Coucou, in welchem es noch einen Platz gibt.

„Steigen Sie ein," sagt Schönzopf, „ich werde mich neben den Kutscher setzen, dann können wir doch wenigstens sogleich abfahren."

Madame Durand steigt ein, Schönzopf hockt als Kaninchen auf und es wird abgefahren. Diesmal scheint es ohne irgend einen Unfall abzugehen; wie man aber an die Barriere kommt, so stürzt das Pferd und Schönzopf, der auf ein solches Ereigniß nicht gefaßt war, fällt herunter in den Staub.

Glücklicherweise kommt er mit einigen Beulen am Kopfe davon, was ihm, wie Madame Durand meint, nicht widerfahren wäre, wenn er seinen Hut aufgehabt hätte. Nicht ohne Mühe richtet man das Pferd wieder empor und erreicht vollends das Ziel des Weges. Madame Durand ergreift den Arm ihres Begleiters, der ein wenig hinkt, und sagt während des Nachhausegehens zu ihm: „Nicht

wahr, mein lieber Schönzopf, wir haben einen sehr angenehmen Tag gehabt? — Ja, äußerst angenehm," erwidert dieser, indem er sich auf seinen Stock stützt. — „Wir wollen noch oft die gute Susanne besuchen."

Schönzopf gibt keine Antwort darauf, sondern wünscht bloß der Madame Durand, die unterdessen ihre Wohnung erreicht hatte, einen guten Abend.

Viertes Kapitel.

Johanns Kindheit.

Wir wollen dem Kinde nicht in allen seinen Entwicklungen folgen und nicht von jedem Zahne berichten, den es erhielt, wie auch nimmer mit Madame Durand die Amme besuchen; Schönzopf macht es gleich uns und hat durchaus keine Lust, noch einmal einen schönen Tag in der Familie Jomard zu erleben.

Mit achtzehn Monaten konnte der kleine Johann ganz allein gehen; auch konnte er bereits einige derbe Flüche aussprechen, welche Vater Jomard ihn gelehrt hatte; er schlug sich wacker mit seinen Milchbrüdern herum; er warf sein Brod demjenigen ins Gesicht, der ihn zu genau anblickte, und sein ganzes Wesen verkündigte Kraft und Gesundheit. Man fand, daß er bei seiner Amme nichts mehr zu lernen hatte, und nahm ihn deßhalb an den elterlichen Herd zurück.

Herr Durand, der seinen Sohn seit dem Tage seiner Geburt nicht mehr gesehen hatte, konnte ihn nicht genug bewundern. Er nahm ihn auf seine Kniee, aber der Kleine wollte nicht darauf bleiben; er steckte ihm ein Stückchen arabisches Gummi in den Mund, und Herr Johann blies es ihm ins Gesicht; der Herbarist setzte alsdann seinen Sohn auf den Boden und erklärte, er sei ein Kerl wie ein Türke, nur müsse man seinen Charakter etwas biegsamer machen.

Die ganze Familie besuchte den kleinen Johann und bewunderte sein hübsches Gesicht, welches in der That nicht häßlich war, wenn Herr Johann gerade keine Grimassen schneiden oder die Zunge gegen diejenigen, die ihn anblickten, herausstrecken wollte. Frau Ledoux behauptete, er gleiche einigermaßen ihrem fünften, das vom Gerichtsdiener war; Herr Fuchs rühmte seine feine Nase, Madame Grobblau küßte ihn unter zärtlichen Thränen, Fräulein Aglae lächelte ihm beständig zu, Herr Mistigris betastete seine Waden und schwur, daß noch etwas aus ihm werden würde.

„Wahrhaftig," sagte Katharine, „ein Kind, das in Gegenwart von Grenadieren, die auf seine Gesundheit tranken, zur Welt kam, muß doch etwas Rechtes werden."

Johann erreichte sein sechstes Jahr, ohne weiter zu lernen, als spielen, fluchen, essen und schlafen. Uebrigens war die Zeit noch nicht verloren und durch alle seine Schelmenstreiche blickte ein gutes

Herz hindurch. Er theilte gerne sein Essen mit einem armen Kameraden und es that ihm wehe, wenn er Jemand wirklich beleidigt hatte. Ueberdies zeigte er Verstand, und der Fehler lag bloß in seiner Erziehung, wenn sein Charakter etwas unbändig war. Mit sechs Jahren wollte ihn Herr Durand in die Kräuterkunde einweihen. Das war eine harte Arbeit. Der kleine Johann, welchem dieses Studium durchaus nicht gefiel, weinte oder stampfte mit den Füßen vor den Kamillen oder der Pfeffermünze; der Papa gab ihm einige leichte Verweise, zeigte ihm dann die Geduldwurzel und verlangte mehrmals, daß er den Namen dieser Pflanze ausspreche. Herr Johann aber warf seinem Vater die Geduldwurzel ins Gesicht; dieser wollte nun bei seinem Sprößlinge die schulmeisterliche Züchtigung anwenden und sagte deßhalb zu ihm: „Herr, ziehen Sie Ihre Hosen herunter."

In der Meinung, es handle sich um eine ganz andere Sache, gehorchte das Kind gutwillig und der Vater versetzte ihm sodann ein Halbdutzend Schläge, wobei er jeden Schlag mit einer salbungsreichen Bemerkung begleitete, als: „Dies ist für die Geduldwurzel, lapathum; dies für die Kamille, anthemis, u. s. w.; auf solche Weise, mein lieber Freund, wirst Du die Botanik per fas et nefas lernen."

Um den Kleinen diesen botanischen Plackereien zu entreißen, machte endlich Schönzopf seinen Eltern den Vorschlag, ihn Morgens in die Schule

zu schicken, damit er zuerst etwas Anderes lerne. Dieser Rath wurde angenommen und Johann besuchte eine nicht weit entfernte Schule. Anfangs gefiel es ihm und er lernte in einer Viertelstunde oft eben so viel, als Andere in einem halben Tage; bald aber langweilte ihn die Grammatik, sein Hang zu Schelmenstreichen, die er nun seinen Kameraden spielte und dadurch die ganze Klasse in Verwirrung setzte, brach wieder hervor. Da indeß Madame Durand dem Schullehrer öfters Geschenke machte, so war derselbe nachsichtig gegen Johann und sagte bloß zu seiner Mutter: „Er ist ein boshafter Kopf, wird sich aber schon bessern. Er hat viele Talente, will aber keinen Gebrauch davon machen; doch das ist vor der Hand gleichgültig: er hat unendlich viele Talente."

Madame Durand küßte ihr Söhnchen, gab ihm eine Düte Confekt und erzählte, nach Hause zurückgekehrt, ihrem Manne, der Schullehrer habe gesagt, der kleine Johann besitze viele Talente. — „Aber er schreibt ja wie eine Katze und kann nicht geläufig lesen," erwiderte Herr Durand. — Mag sein, aber er hat viele Talente, und das genügt."

Johann war nicht der einzige boshafte Bube seiner Klasse; es befand sich darin auch einer Namens Demar, ein schamloser Lügner und Dieb, und ein gewisser Gervais, ein Faullenzer, Fresser und Feigling.

Diese Herren schlossen sich bald an Johann an, der bei seinen leichtsinnigen Streichen doch wenig-

stens immer offen und ehrlich zu Werke ging. Wenn er zum Beispiel merkte, daß man ein Vergehen, dessen Urheber manchmal unbekannt war, einem Andern aufbürdete, so rief er sogleich: „Ich habe es gethan!“ aus Furcht, einer seiner Kameraden möchte dafür gezüchtigt werden.

Nicht so verhielt es sich mit dem um ein Jahr ältern Demar. Von seinen Eltern sehr streng erzogen, hatte dieses Kind die Gewohnheit der Lüge angenommen und suchte deßhalb, wenn es sich verfehlte, immer die Schuld auf seine Kameraden zu schieben. Wenn Johann ihm diese Falschheit vorwarf, so beschwichtigte ihn der gescheite Demar immer mit einem Spaß oder dadurch, daß er ihm ein neues Spiel zeigte.

Gervais, ein merkwürdiger Vielfraß, stahl seinem Kameraden Johann öfters einen Theil des Frühstücks; dieser wurde zuerst sehr böse darüber, aber weil der arme Tropf sich gutwillig schlagen ließ, so verzieh ihm Johann, besonders da Gervais ihn immer um Schutz gegen seine Mitschüler anflehte.

In einem Punkte harmonirten diese drei Herren vollkommen: in ihrer Arbeitsscheu und in ihrem Eigensinne. Sie verließen mit einander die Schule, und anstatt sogleich nach Hause zu gehen, machten sie jedesmal mit einander ein Spiel, wobei sich Johann stets durch die tollsten Streiche auszeichnete.

Mit zunehmenden Jahren wurde der Sohn des Herbaristen nicht gelehriger; er konnte zwar Lesen

und erträglich Schreiben, aber das war auch Alles. Weder Latein, noch Geschichte, noch Geographie wollte ihm in den Kopf. Dessenungeachtet hatte ihn sein Pathe Schönzopf lieb. Er strich ihm oft durch seine braunen Haare und sagte: „Du bist ein hübscher Bursche; wäre es Deiner Mutter recht gewesen, so hätte man Deine Haare hinten nicht abgeschnitten und Du hättest nun einen Zopf wie ich. Aber sie behauptet, dies sei jetzt nimmer Mode. Ich werde es der Revolution niemals vergeben, daß sie die Zöpfe abgeschafft hat."

Darauf erwiderte Johann: „Nicht wahr, Pathe, um ein Mann zu werden, wie Sie, brauche ich keinen der Griechen und Römer zu kennen, oder zu wissen, daß es Vulkane in Italien und Island gibt?"

„Eigentlich," sagte Schönzopf, „habe ich mich niemals mit all diesem abgegeben, und ich glaube doch, meinem Stande nichtsdestoweniger Ehre zu machen. Ich weiß wohl, Du wirst kein Friseur werden, da Du Vermögen hast und Deine Eltern einen Gelehrten aus Dir machen wollen. Wenn Du nun ein Arzt oder ein Advokat wirst, so wird nach meiner Meinung ein wenig Geographie nothwendig für Dich sein. — Lieber Pathe, ich will nichts der Art werden. — In diesem Falle, mein Junge, glaube ich, daß Du immerhin genug weißt, vorausgesetzt, Du kennst zwei oder drei geheime Stöße, um das schöne Geschlecht zu vertheidigen, wenn sich Gelegenheit dazu bietet. Vor Allem be-

obachte den Anstand. Gegen Damen sei galant und dienstfertig ... dann wird es sich mit der Zeit schon machen."

Madame Durand hatte fast die gleichen Gedanken wie Schönzopf. Ihr Sohn versprach ein hübscher, wohlgestalteter Bursche zu werden. Was bedurfte es weiter? Nicht so dachte der Herbarist; es verdroß ihn, daß Johann nichts lernte, daß er nicht gehorchte und bei seinen Freunden schlimme Gewohnheiten annahm.

Herr Durand wollte nochmals einen Versuch machen, seinem Sohne die Kräuterkunde beizubringen, aber vergebens: nach einer halben Stunde hatte Johann im Magazine die größte Unordnung angerichtet. Nun nahm ihn der Papa auf botanische Ausflüge mit, aber anstatt Pflanzen zu suchen, kletterte Johann an den Bäumen hinauf oder lief den Schmetterlingen nach, und als eines Tages Herr Durand die Lektion per fas et nefas wieder beginnen wollte, entwischte der zwölfjährige Sohn den Händen des Vaters und kam erst spät wieder nach Hause.

„Wahrlich," sagte Herr Durand, „aus diesem Burschen wird nie Etwas, außer wenn man strenge Maßregeln anwendet ... Er kann seinem Kopfe keine Eibischwurzel einprägen und verwechselt den Thymian immer mit Quendel! Da ist nichts zu hoffen."

„Du liebst Deinen Sohn auch gar nicht," warf Madame Durand ihrem Gatten vor; „Du findest

nichts als Fehler an ihm. Und doch ist es ein herrlicher Junge; was für schöne Augen, welch weiße Zähne er hat! Ich wette, er ist wenigstens fünf Fuß sechs Zoll groß! Du solltest auf einen solchen Sohn stolz sein."

Schönzopf sagte sodann, indem er sein Bein ausstreckte und eine Haarlocke ordnete: „Ich glaube, der Bursche macht sich noch. Er zeigt zwar nicht viel Eifer für die Arbeit, weiß aber gut mit den Waffen umzugehen und hat einen sicheren Blick. Sie werden sehen, es gibt noch einen Kapitalkerl."

Fünftes Kapitel.

Ball bei einem Tanzlehrer. — Johanns Knaben- und Jünglingsalter.

Johann zählte dreizehn Jahre, als man es für passend hielt, ihm den Besuch der Elementarschule zu erlassen, wo er seit lange sich mit seiner Grammatik abquälen mußte, ohne auch nur ein Wort zu behalten. Indeß konnte er erträglich lesen und seine Schrift ließ sich zur Noth entziffern. Madame Durand erklärte, ihr Sohn habe seine Studien beendigt, er habe sich Kenntnisse genug gesammelt und es handle sich jetzt nur noch darum, ihm einen gesellschaftlichen Ton beizubringen, um seine Erziehung zu vollenden.

Herr Durand war nicht dieser Meinung; er hielt die Kräuterkunde für die rühmlichste Wissenschaft;

aber Johann weigerte sich aufs Allerbestimmteste, ein Herbarist zu werden. Der Papa mußte deßhalb auf die Freude verzichten, in seinem Sohn einen Erben seiner Kenntnisse zu sehen.

Madame Durand hatte jetzt ihr achtundvierzigstes Jahr erreicht, aber sie spiegelte sich in ihrem Sohne. Eine Mutter, die selbst nicht mehr gefallen kann, trägt ihre ganze Koketterie auf ihre Kinder über. Sie ist stolz auf die Schönheit derselben und legt ihnen gewöhnlich Talente bei, welche sie nicht besitzen.

Ueber Johanns Talente konnte man nicht im Irrthume sein, denn er besaß nur Stärke in den Kinderspielen. Oefters sang er auch, und man bemerkte, daß seine Stimme voll und angenehm sei. Madame Durand war nicht die Letzte, welche dieses wahrnahm, denn sie sagte zu Jedermann: „Mein Sohn könnte in der Oper glänzen, wenn ich ihn aufs Theater bringen wollte. Haben Sie ihn singen gehört? Welch schönen Metallklang hat seine Stimme! Er trällerte diesen Morgen:

Der gute König Dagobert
Zog seine Hosen an verkehrt.

Wahrhaftig, als er dieses sang, glaubte ich im Theater zu sein."

Es wurde nun ausgemacht, daß Johann die Musik lernen sollte; und da er nicht mehr zu jung war, um auf einem Balle zu erscheinen und mit Grazie eine Poule oder Anglaise zu tanzen, so er-

suchte man Herrn Mistigris, er möchte aus Johann einen Zephyr machen.

Herr Mistigris hätte schon längst gerne die Erziehung des jungen Vetters übernommen. Er kam also mit seiner Geige, bewunderte Johanns Beine und lehrte ihn die Füße kunstgemäß stellen. Der Professor betheuerte, der junge Mann habe bedeutende Anlagen, und verspreche ein eben so guter Tänzer als er selbst zu werden. Der Musiklehrer sagte das Gleiche. Diese Schmeichelei wurde mit reichlichen Geschenken belohnt und Herr Johann erhielt zur Aufmunterung einen Thaler, den er mit seinen Freunden Demar und Gervais verprasste. Indeß wollten dem jungen Herrn die Noten durchaus nicht eingehen, und nach vier Monaten erklärte der Professor dem Herbaristen und seiner Frau, daß ihr Sohn niemals die Musik lernen würde.

„Das dachte ich mir," sagte Herr Durand, „wenn man keinen mildernden Kräutertrank bereiten lernt, so kann man auch die Musik nicht begreifen, welche ja die Sitten mildert, emollit mores."

„Dieser Lehrer weiß nicht, was er spricht," rief Madame Durand; „er versteht seine Sache nicht; wir wollen unsern Sohn einem Andern geben. Uebrigens braucht er ja die Musik nicht zu verstehen, um singen zu können."

Herr Mistigris war mit Johann eben so unglücklich und dieser belustigte sich immer auf Kosten seines Tanzmeisters. Dieser tanzte ihm nämlich alle mögliche Touren vor; Johann sah zu, und

wenn der alte Lehrer die anstrengendsten Sprünge machte, so applaudirte der Zögling und rief Bravo, so daß man glauben mußte, er selbst sei der Tanzmeister.

Eines Tages sagte Herr Mistigris zu Madame Durand: „Meine liebe Cousine, da mein Zögling, Ihr Sohn, noch keine vollkommene Kenntniß von den Figuren hat, so glaube ich, es wäre gut, wenn er manchmal meine kleinen Bälle besuchte, er wird dort Zöglinge beiderlei Geschlechtes finden, und dadurch Geschmack an schönen Posituren gewinnen."

„Sie haben vollkommen Recht," sagte Madame Durand; „mein Sohn soll Ihre Bälle besuchen. — Erweisen Sie mir die Freundschaft, ihn übermorgen in mein Haus zu begleiten. Sie werden dort eine prächtige Reunion treffen. — Das wird mir großes Vergnügen gewähren. — Sie wissen die Nummer? Uebrigens werden Sie die Musik schon von unten hören. — Um wieviel Uhr nimmt der Ball seinen Anfang? — O, sehr früh; sobald ein paar Personen da sind, formire ich eine Quadrille. Ich zähle also auf Sie."

Als der für die Reunion bestimmte Tag gekommen war, ordnete Madame Durand die Toilette ihres Sohnes, der indeß lieber in seinem gewöhnlichen Kleide, in welchem er mit seinen Kameraden herumschwärmte, ausgegangen wäre. Diesmal jedoch konnte er nicht entrinnen; Madame Durand ließ kein Auge von ihm; sie schlug ihn sanft auf

die Wangen und nannte ihn einen Schlingel, aber mit einer Miene, welche offenbar sagen wollte: Du liebes Kind.

Schönzopf, der gleichfalls zum Balle geladen war, ließ nicht lange auf sich warten. Seine Toilette war aufs Sorgfältigste gemacht, sein Haar verbreitete schon von weitem einen Vanille- und Jasmingeruch. In der einen Hand hielt er seinen dreieckigen Hut, in der andern ganz neue Handschuhe; auch schien er, als er Madame Durand seinen Arm bot, sich einer noch vollkommenen Jugendfrische zu erfreuen.

Wie die kleine Gesellschaft um sieben Uhr Abends in der Rue des Gravilliers ankam, hatte Madame Durand die Hausnummer vergessen; glücklicherweise hörte man den Ton eines Instrumentes und gewahrte in einem dritten Stockwerk Herrn Mistigris, welcher die Violine spielte und während er halb zum Fenster herausschaute, die Tanztouren angab, so daß man meinen konnte, er wollte die Vorübergehenden zum Tanzen aufmuntern.

„Hier ist's!" sagte Madame Durand; „ich kenne Herrn Mistigris Stimme. — Der Teufel auch!" brummte Schönzopf, „es scheint, daß der Ball bereits angefangen hat, denn er nennt die Tanztouren. Aber wo ist denn die Thüre? Da muß sie sein. Wir wollen eintreten."

Sie treten in eine schmale, dunkle und sehr lange Hausflur, an deren Ende sie die Treppe durch Herumtasten suchen.

„Wohin führt denn diese Hühnertreppe?“ fragte Johann. — „Zum Balle, mein Sohn. — Man sollte hier doch wenigstens,“ sagte Schönzopf, „eine Lampe oder eine Laterne für die Tanztage anbringen. Aber es ist vielleicht ein Portier da. Rufen wir einmal: He! Portier! Portière! Wo ist die Treppe, die zum Balle führt?“

Es erfolgt keine Antwort; Schönzopf ruft abermals; endlich läßt sich eine schwache Stimme, dem Anschein nach, aus dem ersten Stocke, hören: „Was wünschen Sie? — Wir möchten zu Herrn Mistigris Ball. — Steigen Sie in den dritten Stock hinauf. — Aber wir finden die Treppe nicht. — Gehen Sie rechts. — Unsern verbindlichsten Dank.“

Schönzopf, der als Wegweiser vorangeht, stößt bald einen Freudenschrei aus und ruft: „Victoria! ich habe die Lehne! Geben Sie mir die Hand, ich werde Sie führen.“

Im ersten Stocke angekommen, kann man ein wenig vor sich sehen; im zweiten lassen sich die Treppenstufen beinahe wahrnehmen; im dritten ist es ganz hell und man liest über einer Thüre: „Mistigris gibt Unterricht in französischen und ausländischen Tänzen; man findet Schuhe bei ihm. Es wird gebeten, stark zu klingeln.“

Schönzopf ordnet seine Cravatte und klingelt, während Madame Durand den Arm ihres Sohnes abreibt, der auf der Treppe seinen Rock weiß gemacht hat. Eine Bonne von etwa fünfzig Jahren

öffnet die Thüre und führt die Gesellschaft in eine Antichambre, wo man schon von weitem Mistigris Violine hört.

Von der Antichambre aus wird die Gesellschaft in ein großes Zimmer geführt, das nur mit Bänken möblirt ist und in welchem man nichts sieht, als Herrn Mistigris, der fortwährend seine Violine spielt und zum Fenster hinaus Tänze angibt.

Schönzopf und Madame Durand blicken in allen Ecken umher und suchen eine andere Thüre, in der Hoffnung, die Tänzer zu entdecken. Als Herr Mistigris seine Gäste wahrnimmt, verläßt er sein Fenster, um sie zu empfangen, spielt jedoch immerfort auf der Violine. — „Ah! Sie sind's! Schön von Ihnen, daß Sie meinen Ball nicht vergessen haben. Herr Schönzopf, ich bin ganz entzückt, Sie zu sehen. Potztausend! da ist auch mein Zögling; ei, er dehnt sich bereits auf den Bänken aus. Die Poule!"

Nachdem er dies gesagt, geht Herr Mistigris wieder ans Fenster und kratzt stärker als je darauf los.

„Aber wo sind denn die Tänzer, Herr Vetter? — Ah! sie sind noch nicht gekommen, werden aber nicht mehr lange auf sich warten lassen. — Warum aber geben Sie Tänze an und spielen die Violine dazu, wenn Sie allein sind? — Ach! aus Gewohnheit, und dann geschieht es auch der Vorübergehenden wegen. Das macht den Leuten Muth, heraufzukommen und das Tanzen zu lernen. Spielen

Sie kein Instrument, Herr Schönzopf? Ich habe ein Waldhorn da. — Nein, ich kann nicht spielen. — Schade, Sie hätten sich neben mich ans Fenster gestellt ... Aber wir können jetzt anfangen. Nichts hindert uns, eine Quadrille zu bilden; Madame Durand tanzt mit ihrem Sohne, und Herr Schönzopf mit meiner Bonne. O, sie tanzt vortrefflich, sie macht bessere Touren als Ragouts. He! Nanette!"

Madame Durand will durchaus nicht tanzen und Schönzopf hat auch keine Lust, seine gelben Handschuhe mit der Bonne einzuweihen. In diesem Augenblicke hört man klingeln und Mistigris ruft Nanetten zu: „Es ist Jemand da, öffnen Sie!"

Nanette hätte allem Anscheine nach lieber getanzt, indeß öffnete sie doch, und bald darauf trat ein großer junger Herr in Nankinhosen und blauen Strümpfen ein. Er machte jeder Person von der Gesellschaft eine tiefe Verbeugung.

„Schön, schön, Herr Karl," sagte Mistigris, ohne sein Fenster zu verlassen, „nur noch etwas tiefer. Jetzt wollen wir vor dem Balle eine kleine Scene aus Annette und Lubin geben. Die Bonne soll dabei als Schäferin figuriren."

In diesem Augenblicke klingelte man abermals. Die Schäferin mußte die Thüre öffnen und aus der aufzuführenden Pantomime wurde für heute nichts. In den Saal traten vier Personen: eine Mutter mit ihren drei Töchtern. Herr Mistigris verließ sein Fenster und rief: „Die ganze Familie Schöps!

Ah! das ist charmant! Die Gesellschaft wird heute sehr zahlreich."

Während die Familie Schöps Complimente macht, die der große Kerl mit Bücklingen bis auf den Boden erwidert, holt Mistigris ein Tambourin, welches er neben sich hinstellt und gibt Johann ein Zeichen, daß er seine Violine auf der Trommel begleiten solle. Johann hält keinen Takt ein, sondern sucht nur einen rechten Höllenlärm zu machen; dies ist übrigens Alles, was Herr Mistigris verlangt.

Es wird von Neuem geklingelt und drei junge Schreiber treten ein, die sich auf dem Balle des Tanzmeisters lustig machen und wo möglich eine anständige Bekanntschaft anknüpfen wollen; hierauf kommt ein siebenjähriges Mädchen mit ihrem Papa; sodann zwei Fräulein oder Damen, die, wie es scheint, überall hingehen, und eben so ungenirt in dem Salon Platz nehmen, als ob sie im Parterre bei Madame Saqui wären.

Die Tänze wurden jetzt arrangirt. Zwei von den Schreibern engagirten die Fräulein, welche ohne Papa und Mama gekommen waren; der Dritte nahm ein Fräulein Schöps; Schönzopf lud eine Andere ein und Karl stellte sich mit dem siebenjährigen Mädchen auf.

Man tanzt mehre Quadrillen, in denen sich Madame Schöps unermüdlich zeigt. Johann, dem die Reunion kein besonderes Vergnügen macht, hat sich auf eine Bank hingelegt und schläft.

Als es Zeit zum Heimgehen war, wollte Madame Schöps noch eine Anglaise tanzen. Doch waren zwei von den Schreibern mit ihren Fräulein bereits fort, und Madame Durand weckte ihren Sohn, um sich auf den Weg zu machen. Um ein Viertel auf elf Uhr war der Tanzsaal bereits geleert.

Am nächsten Balltage hatte Schönzopf keine Lust, die Soirée zu besuchen; auch Madame Durand liebte das öftere Ausgehen nicht. Es mußte deßhalb Herr Durand sich entschließen, seinen Sohn zu begleiten.

Beide wandelten schweigend auf die Wohnung des Tanzmeisters zu; Papa Durand sprach gewöhnlich nur von seinem Stande, Johann aber verstand nicht das Geringste davon, und aus diesem Grunde sprachen Vater und Sohn kein Wort.

Diesmal hatte Mistigris ein Licht auf seinem Boden aufstellen lassen, welcher Umstand eine sehr zahlreiche Gesellschaft ankündigte. Auf der Treppe begegnete man der Familie Schöps; die Mama stand bei jedem Schritte still und fragte ihre Töchter, ob ihre Haube sich gut ausnehme. Im Tanzsaale waren drei Damen und zwei Herren mehr als das letzte Mal, und Herr Mistigris hatte einen kleinen Savoyarden gemiethet, der das Tambourin schlug, selbst wenn man nicht tanzte.

Herr Durand reichte beim Eintritte dem Tanzlehrer die Hand und sagte: „Salutem tibi;“ und Mistigris streckte ihm ein Bein hin mit den Worten: „Ich danke Ihnen.“

Johann spazierte im Salon auf und ab, und schien das Beginnen des Balles kaum erwarten zu können. Endlich bildete sich eine Quadrille. Während Mistigris präludirte, zog Johann eine Handvoll Kügelchen aus der Tasche und streute sie heimlich im Saale umher.

Mistigris gab das Zeichen. Die Tänzer setzten sich in Bewegung; aber nun zerplatzten auf allen Seiten Johanns Knallerbsen und richteten eine schreckliche Verwirrung an; die Fräulein Schöps schrieen laut auf, die Mama wurde ohnmächtig, die jungen Mädchen weinten, die Damen riefen nach Hülfe, der große Karl glaubte, das Haus falle ein und die Schreiber lachten aus vollem Halse.

Herr Mistigris suchte die Ruhe wieder herzustellen, indem er sagte: „Dies ist ein boshafter Streich von irgend einem Collegen. Es ist Jemand eifersüchtig auf meinen Ball und hat mir diesen schlechten Spaß gespielt." Herr Durand, welcher Madame Schöps zu Hülfe eilte und abermals auf Knallerbsen trat, suchte überall seinen Sohn und rief: „Bringen Sie mir den Johann her, ich will seine Taschen durchsuchen."

Johann war nicht mehr da; er hatte sich in dem Augenblicke, wo der Contretanz begann, davon gemacht. Nanette lief durch den Gang und rief: „Herr Johann!... Ihr Papa verlangt nach Ihnen."

Aber Herr Johann gab keine Antwort. Die Bonne schritt immer weiter vorwärts und bemerkte, daß in dem Eintrittszimmer kein Licht mehr brannte.

„Wer hat dieses Licht ausgelöscht?“ sagte Nanette und tastete herum, verwickelte aber bald ihre Füße in Etwas und fiel mit einem lauten Schrei zu Boden.

Durch diesen Schrei aufmerksam gemacht, stürzten alle jungen Leute nach dem Gange, um zu sehen, was sich dort ereignet habe. Herr Mistigris folgte ihnen mit dem Fidelbogen in der Hand, mehre Damen, bei denen die Neugierde über die Furcht siegte, thaten das Gleiche; aber Niemand nahm ein Licht, weil man nicht wußte, daß keines mehr in der Antichambre sei.

Hier angekommen, hatte man kaum einige Schritte in der Dunkelheit gemacht, als Alles niederpurzelte, wie Nanette; die Menge der Personen vermehrte die Unordnung; die Einen schrieen, die Andern lachten. Mitten in der allgemeinen Verwirrung rief Herr Mistigris nach Licht, und Herr Durand, welcher den Neugierigen nicht gefolgt war, kam jetzt herbei, in der einen Hand eine Kerze, in der andern seinen Stock haltend.

Als man nun die Ursache untersuchte, welche den Fall so vieler Personen herbeiführen konnte, entdeckte man zwei Schnüre, die etwa zehn Zoll über dem Boden von einem Ende des Gemaches bis zum andern ausgespannt waren.

„Das ist abscheulich!“ schrie der Tanzmeister, der sich im Fallen den Fuß verrenkt hatte; „das ist ein verdammter Streich, mich mit allen meinen Zöglingen einen falschen Tritt thun zu lassen!“

Ein schallendes Gelächter war die einzige Antwort, welche Herr Mistigris erhielt, und man bemerkte jetzt das Gesicht Johanns, der durch eine halboffene Thüre den Kopf hereinstreckte und sich mit Betrachtung aller derjenigen, die er Purzelbäume hatte schlagen lassen, amüsirte.

„Da ist der Verbrecher!" sagte Mistigris und deutete auf Johann. — „Ja, gewiß, er ist's," sagte Herr Durand; „aber ich will die Gesellschaft rächen, welche mein Sohn zu Boden geworfen hat... Schlingel, Du sollst gezüchtigt werden, tu castigaberis! Meine Herrn und Damen, ich werde Ihnen Wundkraut schicken."

Dies sprechend, eilte Herr Durand mitten durch die Personen, welche noch auf dem Boden lagen, nach der Treppe zu, den Stock drohend erhoben und gewillt, seinen frevelhaften Sohn zu züchtigen. Johann aber wartete nicht, sondern sprang hastig die Treppe hinunter und lief schnurstracks nach Hause zu seiner Mutter.

Als Madame Durand ihren Sohn allein zurückkehren sah, fragte sie ihn, was vorgefallen sei, daß er schon so frühzeitig Herrn Mistigris verlassen habe und warum sein Vater nicht mit ihm komme. Johann erzählte lachend, auf dem Balle sei Alles ganz verkehrt gegangen, die Tänzer und Tänzerinnen haben sich endlich in der Antichambre mit Purzelbaumschlagen amüsirt, und er habe seinen Vater auf der Straße verloren.

Bald aber kam Herr Durand, wüthend und ganz

außer Athem. Mit erhobenem Stricke schritt er auf seinen Sohn zu und dieser entging der väterlichen Züchtigung nur durch einen raschen Sprung über den Tisch. Die Mutter suchte jetzt vermittelnd einzuschreiten. Es dauerte aber lange, bis Herr Durand, der nun seinerseits den Schelmenstreich des Sohnes wahrheitsgemäß erzählte, sich besänftigen ließ. Zum Glück für den armen Johann erinnerte er sich an den Spruch: Moneat antequam feriat, und verwandelte die Prügel in eine mildere Strafe. Johann sollte nämlich vierzehn Tage lang Zimmerarrest und zur Nahrung Wasser und Brod, panis et aqua erhalten. „Dies ist mein Ultimatum," schloß Herrn Durands richterlicher Spruch.

Madame Durand wendete nichts mehr dagegen ein, aber sie tröstete ihren Sohn und während der vierzehntägigen Arrestzeit erhielt Johann durch Katharine jeden Morgen heimlich ein Huhn und eine Flasche Bordeaux.

Sechstes Kapitel.

Der Familienrath und das Resultat desselben.

Die von dem Herbaristen seinem Sohne auferlegte Buße besserte ihn durchaus nicht: wenn ein Vater strafen will und eine Mutter sich stets widersetzt, so hält es sehr schwer, ein Kind zum Gehorsam zu gewöhnen. Ehe man Andere bildet, sollte

man sich selbst zuerst beherrschen können. Nur aus der Eintracht, welche zwischen den Eltern waltet, entnehmen die Kinder gute Beispiele.

Johann war beinahe sechszehn Jahre alt, als Madame Grobblau starb und ihrem Pathen ihr ganzes Vermögen hinterließ, welches gegen sechstausend Franken Renten abwarf. Madame Durand sagte alsdann zu ihrem Manne: „Du siehst, unser Sohn ist jetzt sehr wohlhabend und braucht deßhalb kein besonderes Geschäft zu erlernen."

Durand erwiderte, daß, wenn sein Sohn vom Morgen bis Abend faullenze, er nothwendigerweise sein Geld auf eine thörichte Weise verschleudern müsse. Auch müsse jeder Mensch Etwas verstehen, wenn er nicht sich und Andere langweilen wollte. Hierin hatte Herr Durand vollkommen Recht und vielleicht noch nie ein trefflicheres Wort gesprochen; aber Madame Durand glaubte, ihr Sohn könne Niemand langweilen: „Johann," sagte sie, „hat Geist, einen guten Humor und Thaler; damit, mein lieber Mann, kann er meiner Ansicht nach jeden Staatsposten bekleiden."

Herr Durand behauptete, auch zu dem geringsten Amte sei erforderlich, daß man wenigstens leserlich und orthographisch schreiben könne; aber seine Frau erwiderte, daß diese Strenge vielleicht bei niedern Aemtern, jedoch nicht bei hohen anwendbar sei.

„Wenigstens," bemerkte der Herbarist, „solltest Du unserem Sohn nicht sagen, was seine Pathe

für ihn gethan hat; wenn er weiß, daß er ein unabhängiges Vermögen besitzt, so wird er noch mehr tolle Streiche begehen."

Da auch Schönzopf der Ansicht war, man dürfe den jungen Mann von seinem Reichthume nicht in Kenntniß setzen, so willigte die Mama in diesen Vorschlag ein; doch konnte sie es nicht über's Herz bringen, ihrem Söhnchen heimlich eine Börse mit fünfundzwanzig Louisd'or zuzuschieben. „Dies," sagte sie, „ist ein kleines Geschenk, welches Deine Pathe sterbend Dir hinterlassen hat. Mache einen weisen Gebrauch davon ... laß Dir aber nichts abgehen."

Johann steckte ein Goldstück in seine Tasche, suchte seine guten Freunde Demar und Gervais auf und machte ihnen das Anerbieten, sie mit Allem, was sie verlangten, regaliren zu wollen. Leute von diesem Alter lassen sich nicht lange bitten. Man begab sich also in ein Café, wo Demar Johann im Billard unterrichtete, während ein glänzendes Gabelfrühstück für sie zubereitet wurde. Johann fand das Billardspiel sehr unterhaltend und versprach, öfters dasselbe zu spielen. Auf Demar's Frage, warum er sie so gut bewirthe, zog Johann das Goldstück aus seiner Tasche und sagte: „Dies ist ein Geschenk von meiner Pathe, ich habe eine ganze Schublade voll davon." Jetzt wurde das Frühstück aufgetragen. Die drei jungen Leute ließen die Stöpsel springen. Gervais hatte sich noch nie bei einem solchen Feste befunden und war deßhalb, noch

ehe sie die Hälfte des Dejeuners verzehrt hatten, betrunken. Bald folgte ihm Johann. Demar allein bewahrte ein wenig Nüchternheit und benützte dieselbe, um Johann das ganze Glück begreiflich zu machen, welches seiner warte, wenn sie alle Drei ihre Eltern, die ihrem Hang zum Vergnügen nur im Wege stünden, verlassen würden.

Obwohl Johann keineswegs in seinem Hange beeinträchtigt wurde, so billigte er doch Demar's Vorschlag vollkommen. Die Herren tranken jetzt auf ihre Freundschaft und auf gegenseitige unverbrüchliche Treue. Gervais stammelte und wurde mit jedem Augenblicke gerührter; der Wein machte ihn sentimental und er umarmte endlich unter Thränen seine beiden Freunde. Johann wollte noch etwas mehr Kaltblütigkeit zeigen, konnte aber kaum sein Glas halten, und Demar benützte diesen Augenblick zu dem Vorschlage, sich durch einen Eid zu verbinden, daß sie in Zukunft Alles gemeinschaftlich mit einander haben, Glück und Unglück mit einander theilen wollten.

Demar und Gervais konnten bei einem solchen Vertrage nur gewinnen, dennoch war Johann der Erste, welcher seine Hand emporhob und sie in die Hände seiner Freunde legte. Ein neues Glas besiegelte diesen Pakt. Armer Johann, nun hast Du Dich an sehr schlimme Subjekte angeschlossen! Wohin wird Dich eine solche Verbindung führen!

Immer mehr trinkend sangen jetzt unsere drei Helden und machten einen solchen Lärm, daß alle

ehrbaren Leute aus dem Café vertrieben wurden. Der Gastwirth, welcher um drei besoffener Jungen willen seine Kunden keineswegs einbüßen wollte, präsentirte den Herren die Karte und machte ihnen auf eine hölfliche Art begreiflich, daß sie lieber draußen als in seinem Hause lärmen möchten, indem sonst kein Gast mehr seine Tasse Chokolade ruhig trinken könnte.

Statt aller Antwort warf Johann sein Goldstück auf den Tisch und sagte: „Was salbadert der Caffetier da? — Ich glaube, er verlangt, daß wir gehen sollen," sagte Demar. — „Wie, hält er uns für Gamins? Wir werden nicht gehen. — Er behauptet, wir machen einen zu großen Lärmen," rief Gervais. — „Gut! in diesem Falle muß man noch stärker schreien."

Und die Herren stimmten nun einen Chorus, begleitet von Gabeln und Messern, an. Der Wirth wurde böse, näherte sich aufs Neue den jungen Leuten und sagte: „Meine Herren, ich bitte Sie zu gehen; mein Haus ist keine Kneipe."

Die jungen Herren lachten ihm ins Gesicht und schlugen dergestalt auf den Tisch, daß die Marmorplatte zerbrach. Jetzt gab der Wirth einem seiner Kellner ein Zeichen und dieser holte die Wache auf dem nächsten Posten. Vier Füsiliere und ein Corporal erschienen bald in dem Café. Bei ihrem Anblicke verkroch sich der feige Gervais unter dem Tisch, Johann aber warf mit Brodkügelchen gegen den Corporal.

Die Soldaten rückten vor. Johann und Demar wollten immer noch nicht gehen, während Gervais unter den Tischen hindurch eine Thüre erreichte und sich flüchtete. Der Corporal sagte nun zu seiner Mannschaft: „Ergreift diese beiden Leute!“

Die jungen Herren, welche zusammen kaum dreiunddreißig Jahre zählten, wollten Widerstand leisten und schleuderten einige Teller gegen die Soldaten; aber ihre Kraft entsprach ihrem Muthe nicht, sie wurden bald festgenommen und, umgeben von einer Schaar Neugieriger, welche der Lärmen herbeigelockt hatte, auf die Wache abgeführt.

Schönzopf wollte gerade ruhig nach Hause gehen, als der Anblick einer großen Menschenmenge seine Aufmerksamkeit fesselte. Da gewahrte er nun seinen Pathen, der stolz zwischen zwei Füsilieren einherschritt. Schönzopf stand stille, denn er wollte anfangs seinen Augen nicht trauen. Aber es war wirklich Johann, den man mit einem anderen Burschen von seinem Alter auf die Wache führte.

Schönzopf gewann jetzt die ganze Lebhaftigkeit seiner Jugend wieder; er folgte den Soldaten, durchdrang die Menge und gelangte beinahe so schnell als die beiden Verbrecher auf die Wachstube. Hier ließ sich Schönzopf von Johann den Verlauf der Sache erklären, und als er vernahm, es handle sich nur um Ruhestörung und zerbrochene Teller, bat er den Wachcommandanten, ihm seinen Pathen herauszugeben.

Aber die jungen Leute hatten sich gegen die be-

waffnete Gewalt aufgelehnt und der Commandant behauptete, sie müßten bestraft werden. Schönzopf schob ihr Vergehen auf die Trunkenheit, aber der Commandant sagte, dann müßten sie wegen Trunkenheit bestraft werden. Endlich erklärte er, er werde die jungen Leute nur ihren Vätern herausgeben. Schönzopf wollte geltend machen, daß ein Pathe bei vielen Gelegenheiten die Stelle des Vaters vertreten könne, der Commandant war indeß unerbittlich und Schönzopf mußte sich entschließen, dem Papa Durand die ganze Sache zu berichten.

Völlig verwirrt kam Schönzopf im Laden des Herbaristen an. Er hatte den Hut auf dem Kopfe, was nur bei außerordentlichen Anlässen der Fall war. „Ich komme meines Pathen wegen," sagte der Friseur beim Eintreten, „er befindet auf der Wache."

„Auf der Wache!" rief Madame Durand. „Ach Gott! mein Sohn ist in Etwas verwickelt."

Katharine mußte nun ihrer Frau Weineſſig bringen, weil dieſelbe faſt in Ohnmacht ſank, während der Herbariſt rief: „Mein Sohn iſt verhaftet! Er hat gewiß die Schildwache inſultirt."

„Seien Sie ruhig," ſagte Schönzopf, „ſein Vergehen iſt von keiner Bedeutung; er wurde feſtgenommen, weil er nach einem Frühſtücke mit ſeinen Freunden im Café lärmte. Die jungen Leute waren betrunken. Das iſt eine Lehre für ſie und dürfte ihnen den Wein verleiden. Kommen Sie, mein lieber Durand, und ſagen Sie, daß Sie der Vater ſind, ſo wird man Ihnen Ihren Sohn zurückgeben."

„So eile doch!“ rief Madame Durand. — „In einer Minute, Frau,“ sagte der Herbarist. „Mein Sohn ist auf die Wache gekommen, und zwar gewiß nicht umsonst; er verdiente wohl, daß ich ihn dort sitzen ließe. Das ist sauber, mit sechszehn Jahren auf die Wache kommen! Wenn er die Kräuter studirt hätte, Frau, so säße er jetzt nicht unter Füsilieren. Studia adolescentia malunt, senectutem oblectant.“

Madame Durand fühlte vielleicht, daß ihr Mann Recht hatte, aber sie bat ihn von Neuem, ihren Sohn zu befreien, und Herr Durand, der den jungen Verbrecher im Grunde auch liebte, begab sich endlich mit Schönzopf nach dem Wachposten, wo die Sache bereinigt wurde. Man setzte die beiden Schlingel in Freiheit, obwohl Demar von seinem Vater nicht reklamirt ward, aber Schönzopf verbürgte sich für ihn, um dadurch seinen Pathen zu verpflichten.

Johann sprach kein Wort, als er seinem Vater folgte. Er erwartete sicherlich eine strenge Strafpredigt; aber Herr Durand schwieg gleichfalls still, und als er zu Hause ankam, führte er seinen Sohn bloß in sein Zimmer, schloß dasselbe ab und steckte den Schlüssel zu sich. Dann kam er wieder zu seiner Frau herunter und sagte: „Du siehst, Frau, daß unser Sohn sich nicht gerade sehr musterhaft aufführt; wenn wir ihn ganz ohne Beschäftigung lassen, so wird er noch oft auf die Wache kommen und man wird ihn am Ende ganz dort behalten.

Er geht mit sehr schlimmen Kameraden um und man muß durchaus die geeigneten Maßregeln ergreifen, um diesem Unfuge zu steuern."

„Nun, welches ist denn Deine Ansicht?" fragte Madame Durand. — „Meine Ansicht?... Meine Ansicht ist, unsere Verwandten zu versammeln und mit ihnen zu berathen, durch welches Mittel wir Johann zu einem soliderен Menschen machen können."

Das Abenteuer mit der Wache hatte Madame Durand erschreckt, sie billigte einen solchen Familienrath, und noch an demselben Abend wurden alle Verwandten, die Johanns Taufe beigewohnt hatten und noch lebten, auf den folgenden Tag ins Haus des Herbaristen eingeladen.

Außer der Pathe, dem Dominospieler und Herrn Schmerzenreich, die unterdessen gestorben waren, erschienen zur bestimmten Zeit Herr und Madame Fuchs, Herr und Fräulein Scheid, Herr Mistigris, Frau Ledoux als Nachbarin, ebenso Frau Moka und endlich Herr Schönzopf. Wir übergehen die langen Familiendebatten und bemerken nur, daß Herr Mistigris der Ansicht war, man hätte eben aus Johann einen guten Tänzer machen sollen; Fräulein Scheid meinte lachend, es wäre wohl gut, wenn er heirathen würde; Frau Ledoux sprach immer von ihren Kindern und verstorbenen Männern; Herr Durand bedauerte, daß sein Sohn keine Neigung zur Kräuterkunde habe — kurz, die Familienversammlung hatte noch nicht das geringste Resultat

erzielt, als Katharine völlig verwirrt ins Zimmer trat und rief: „Ach Gott, Madame! Ach Gott! Herr Johann ist fort."

„Fort!" rief Madame Durand und Alles stand auf, während der Herbarist die Bonne ersuchte, sich deutlicher zu erklären.

„Sie werden wohl wissen, Herr, daß Sie mir diesen Morgen den Schlüssel zu Herrn Johanns Zimmer gaben und sagten: Wenn es Zeit ist, so holen Sie ihn herunter. Ich wollte indessen nachsehen, ob der junge Herr nichts bedürfe und ob er sich in seinem Zimmer nicht zu sehr langweile. Ich trete also ein und blicke überall umher, aber nirgends kein Johann. Seine Kommode ist offen, die Schubladen sind leer, wahrscheinlich hat er seine Effekten zusammengepackt, und da sein Fenster auf das Dach geht, welches zum Speicher führt, so wird er dort hinausgestiegen sein."

„Mein Sohn hat uns verlassen!" ruft Madame Durand verzweiflungsvoll und fällt ohnmächtig auf ihren Stuhl zurück; Katharine und Frau Moka eilen ihr zu Hülfe; Herr Durand begibt sich in das Zimmer seines Sohnes; Frau Ledoux erzählt dieses Abenteuer allen Personen ihrer Bekanntschaft; Schönzopf nimmt Stock und Hut und betheuert: „Ich stehe Euch dafür, daß ich ihn wieder finden werde." Die übrigen Verwandten gehen ruhig nach Hause und sprechen: „Da Johann fort ist, so wäre es vergebliche Mühe, lange darüber nachzugrübeln, was man aus ihm machen könnte."

Siebentes Kapitel.

Die drei Flüchtlinge.

Wenn ein junger Mensch sein sechszehntes Jahr erreicht hat, so ist es nicht mehr Zeit, ihn ein Vergehen bei Wasser und Brod abbüßen zu lassen, oder ihm mit der Ruthe zu drohen. Sobald wir Recht und Unrecht einsehen und die Folgen eines Fehlers begreifen können, so wende man sich an unsere Vernunft und an unser Herz; man suche unsern Geist aufzuklären, unser Rechtsgefühl zu entwickeln: dadurch allein kann man uns bessern. Man wird vielleicht einwenden, daß es junge Leute gibt, die keinen Geist besitzen und deren Herz allen guten Regungen verschlossen bleibt; diese sind alsdann unverbesserlich und Wasser und Brod werden auch keine andere Menschen aus ihnen machen.

Von Kindheit an gewöhnt, nur nach seinem Willen zu leben, war Johann anfangs ganz überrascht, daß er sich wirklich in seinem Zimmer als Gefangener befand. Jeden Augenblick erwartete er den Besuch seiner Mutter oder Katharinens, aber seine Mutter und Katharine kamen nicht und Abends erschien nur sein Vater, der ihm ein Trappistenmahl brachte und sich mit den Worten: „Suum cuique tribuito“ wieder entfernte. Da Johann das Latein nicht verstand, so dachte er, dies bedeute so viel, als Du sollst nichts Anderes mehr essen; er zertrat deßhalb, sobald sein Vater die Thüre wieder verschlossen hatte, den Wasserkrug und warf das

Brod zum Fenster hinaus. Dann legte er sich nieder und sagte: „Lieber will ich nie mehr essen, denn eine solche Mahlzeit halten."

Als er aber am andern Morgen erwachte, da mahnte ihn der Magen an seine Unbesonnenheit; wie sehr wünschte er jetzt das Brod wieder zurück, das er gestern Nacht verschmähte! Ungeduldig ging er im Zimmer auf und ab, rüttelte an der fest verschlossenen Thüre und murmelte einige Flüche, denn er glaubte schon, man wolle ihn vor Hunger sterben lassen. „Aber ein solches Verfahren lasse ich mir nicht gefallen," sagte er. „Habe ich doch 24 Goldstücke, mit welchen ich mir und meinen Freunden gütlich thun könnte. Meine armen Freunde, ich habe sie seit unserem gestrigen Abenteuer nicht mehr gesehen. Sie sind gewiß äußerst besorgt um mich."

Johanns Unruhe steigerte sich mit jedem Augenblicke; er nahm sein Gold, zählte es und stampfte dann vor Zorn auf den Boden. Endlich öffnete er das Fenster und sagte: „Nein, bei allen Teufeln, ich bleibe nicht hier. Wenn es meinem Vater Freude macht, mich in diesen Käfig zu sperren, so finde ich wenigstens ganz und gar kein Vergnügen daran."

Johann betrachtete die Dächer. Bis aufs nächste Dach waren es nur drei Schritte von seinem Fenster aus. Dieser kurze Weg war jedoch mit Gefahr verbunden, aber was riskirt man nicht mit sechszehn Jahren? Bereits hatte er sein Gold in der Tasche und einen Fuß im Fenster. Da besann er sich plötzlich, trat zurück, öffnete seine Kommode, und

packte alle seine Effekten zusammen. „Ich habe nicht im Sinne, so bald wieder zu kommen," sagte er; „ich muß wenigstens warten, bis sich der Zorn meines Vaters gelegt hat und es ist daher klug, Alles mitzunehmen, dessen ich etwa bedarf. Uebrigens ist es ja mein Eigenthum und ich kann darüber verfügen." Als Johann sein Bündel gemacht hatte, nahm er es in die eine Hand und stieg mit zwei Schritten über das Dach in den Speicher, sodann gewann er die Treppe, welche nach der Hausflur führte. Beim Hinuntergehen trat er so leise als möglich auf, aus Furcht, seinen Eltern zu begegnen, aber sie waren gerade bei der Versammlung, welche über sein Schicksal entscheiden sollte. Johann zögerte nicht lange, sondern verließ rasch das Haus und lief nach der Place-Royal, um seine guten Freunde aufzusuchen.

Demar und Gervais waren wirklich sehr besorgt um Johann. Man vergißt nicht so leicht einen Freund, der uns mit glänzenden Frühstücken bewirthet hat und im Stande ist, uns noch öfters damit zu bewirthen. Die kleine Katastrophe, welche auf das Bankett im Café folgte, hatte keine Bedeutung in den Augen der Kameraden Johanns: es ist nicht das erste Mal, daß diese Herren sich bei Händeln befanden, aber der Eine zog sich immer mit seiner Frechheit, der Andere mit seinen flüchtigen Beinen aus der Klemme.

„Da ist er! da ist Johann!" riefen Demar und Gervais zu gleicher Zeit. „Ja, ich bin's," sagte Johann, indem er den Schweiß von seiner Stirne

trocknete. Ich bin gelaufen, wie ein Windhund, denn ich fürchtete, man möchte meine Flucht bemerken. Ihr wißt noch nicht, daß man mich bei Wasser und Brod in mein Zimmer eingesperrt hat."

Demar und Gervais drückten ihre höchste Entrüstung darüber aus. „All mein Geld ist in dieser Börse," sagte Johann, werdet ihr mit mir gehen? — Wir sind unzertrennlich, das versteht sich. — In diesem Falle sollten wir uns so schnell als möglich fortmachen, denn mein Pathe Schönzopf könnte mir sehr leicht nachrennen. Müsset ihr vielleicht vorher nach Hause gehen? — „Wozu denn?" sagte Demar, „ich trage meine Garderobe an meinem Leibe und es ist unnöthig, daß ich von meinem Vater Abschied nehme, da er mich bereits zweimal vor die Thüre gesetzt und gebeten hat, nicht mehr zu kommen."

„Ich wurde erst noch diesen Morgen geschlagen," sagte Gervais. Sie nennen mich immer faul. Nun das Spielen ist mir lieber. Ich habe noch ein altes Paar Hosen und eine Weste zu Hause, aber beide Stücke sind so schlecht, daß ich sie nicht holen mag. Da zudem Johann Effekten besitzt und Alles gemeinschaftlich unter uns ist, so werden wir alle Drei genug haben. — „Allerdings," sagte Demar. — „In diesem Fall, meine Freunde, wollen wir gehen. — Welchen Weg? — Ist einerlei, wenn er nur zur Stadt hinausführt."

Bald erreichten unsere drei Helden die Boulevards, sodann die Vorstädte und verließen Paris durch die Barriere von Menil-Montant. Johann

starb beinahe vor Hunger, aber er wollte erst an einem sicheren Orte Halt machen.

Draußen vor der Barriere suchten sie eine Kneipe von hübschem Aeußeren, um dort eine Mahlzeit einzunehmen. Zu Menil-Montant fehlt es nicht an Wirthshäusern. Die Flüchtlinge traten in diejenige Schenke, deren Küche am weitesten ihren Geruch verbreitete und ließen sich ein Diner vorsetzen. Da jedoch Johann noch lebhaft an den Wachposten dachte, so trank er diesmal nur sehr mäßig, und forderte seine Freunde auf, das Gleiche zu thun.

Das herrlichste Diner bei einem Traiteur zu Menil-Montant kostet nicht so viel, als ein Gabelfrühstück in einem Kaffeehause zu Paris. Voll Verwunderung, daß eines seiner Goldstücke für das Diner nicht drauf geht, ruft Johann nach Bezahlung der Karte: „Wahrlich, Freunde, nun können wir uns lange Zeit amüsiren. — „Das wollen wir auch," sagte Demar. — „Jedenfalls," fügte Gervais hinzu.

Man begab sich wieder auf den Weg, lachte, sprang und spielte. Bei einem solchen Spiele zerriß Gervais seine Hosen dergestalt, daß er nimmer darin gehen konnte. „Ach, mein Gott, wie bin ich zugerichtet!" rief er; „blicket nur mich an, ich darf kein Dorf mehr betreten, Alles würde mich verhöhnen. Was soll ich anfangen, da ich keine anderen Hosen mehr habe?"

„Dummer Kerl! wähle Dir ein Paar aus meinem Paket," sagte Johann.

Man setzte sich unter Bäume. Johann machte

sein Paket auf. Es befanden sich zwei Paar Hosen ein graues, bereits abgeschossenes und ein blaues, noch ganz neues, darin.

„Ich will dieses da nehmen," sagte Gervais, indem er die blauen Hosen ergriff, welche Johann ohne Schwierigkeit hergab.

„Halt! Du bist nicht dumm," sagte Demar; „Du nimmst die schönsten Hosen, und wenn ich die meinigen zerreiße, so muß ich mich mit den grauen, abgetragenen begnügen. — Was thut das?" sagte Gervais; „es muß Dir völlig gleichgültig sein, die Hosen gehören Johann. — Es liegt mir so viel daran, als Johann, indem wir Alles gemeinschaftlich haben, und das, was sein ist, ist auch mein."

„Gut, ist es Dein, so ist es auch mein," erwiderte Gervais. — „Ganz gleich, ich will aber nicht, daß Du diese Hosen anziehst," sagte Demar und entriß die blauen Hosen den Händen seines Kameraden. — „Ich will sie haben. — Du wirst sie nicht bekommen. — Ich will sie."

Die Herren stießen einander zurück und schlugen sich dann für die schönen blauen Hosen auf dem Boden herum.

Als Johann sah, daß der Streit ernsthaft wurde, trennte er die Kämpfenden und sagte: „Ei, meine Herren, ist das die ewige Freundschaft, die wir einander geschworen haben? Da Alles gemeinschaftlich zwischen uns ist, so sehe ich keinen Grund ein, weßhalb man sich um ein Paar blaue Hosen herumschlagen soll. Ziehe die Hosen nur an, Ger-

vais, denn die Deinigen sind zerrissen; machet aber keine Dummheiten mehr wie diese, man hielte uns sonst für drei Kinder."

Gervais zog die Hosen mit triumphirendem Lächeln an; Demar wagte nichts mehr zu entgegnen und suchte seine üble Laune zu verbergen. Hierauf machte man sich wieder auf den Weg und es war bereits Nacht, als die jungen Reisenden zu Bagnolet ankamen; sie machten den Tag über nur eine kurze Strecke Weges, weil sie sich oft amüsirten und nicht immer auf der Straße blieben.

„Hier muß man übernachten," sagte Johann. — „Ja, und ein gutes Souper einnehmen," sagte Gervais; „und morgen nach dem Frühstücke setzen wir unsere Reise weiter fort. — Aber was ist denn dies für eine Stadt, ich sehe ja keinen Traiteur? — Es ist ein elendes Dorf. — Da ist's nicht so glänzend wie zu Menil-Montant! — Meine Herren, wenn man reist, so muß man sich auf Hohes und Niederes gefaßt machen. — Was soll das heißen? — Daß man nicht immer gute Küchen findet. — Ah, meine Herren, ich rieche Braten; hier herum ist ein Traiteur."

Wirklich näherten sich unsere Reisenden einem Wirthshause. Mit entschlossener Miene traten sie in das große Zimmer gerade vor der Küche und riefen: „Kann man hier soupiren und schlafen?"

Der Wirth, seine Frau und die Magd kamen miteinander aus der Küche und schienen verwundert über das jugendliche Alter der drei Reisenden.

„Lieber Freund, können Sie uns beherbergen und uns zu essen geben?" fragte Demar mit einem Tone, der ziemlich schlecht zu seiner Weste und Kappe paßte. — „Die Herren haben wohl eine Landpartie gemacht?" sagte der Wirth lächelnd.

„Nun, was geht ihn das an?" dachte Gervais. — „O, wir werden Sie gut bezahlen," sagte Johann, indem er auf seine Börse schlug. „Da sind Batzen! — Wir werden Sie aufs Beste bewirthen ... Wir beherbergen zwar gewöhnlich Niemand, aber es sollen dennoch Betten für Sie hergerichtet werden. — Und vor Allem ein gutes Souper," sagte Gervais. — „Seien Sie ruhig, Sie werden zufrieden sein."

Die jungen Leute setzten sich an einen Tisch, auf welchem wohl noch nie ein Tischtuch gelegen war, und während man das Souper zubereitete, tranken sie ein Glas und der Wirth plauderte mit ihnen.

„Sie haben Vacanz, meine Herren, nicht wahr? — Ja, wir haben Vacanz," erwiderte Johann lächelnd, und sich an seine Kameraden wendend, schnitt er eine jener Grimassen, wie sie unter Arbeitern gewöhnlich sind, wenn sie Jemand anlügen. — „Sie haben einen Spaziergang hierher gemacht ... da haben Sie ganz Recht ... die Umgegend ist ausgezeichnet und es gibt in unserem Dorfe sehr schöne Landhäuser. — Wie heißt Ihr Dorf? — Bagnolet. Ah! Sie wissen nicht einmal, daß Sie in Bagnolet sind? — Das ist uns ganz gleichgültig, Bagnolet oder Rognolet," sagte Demar achselzuckend.

„Meine Herren," fuhr der Wirth fort, „wenn Sie wollen, so will ich Ihnen morgen das Haus zeigen, in welchem einst der Kardinal Duperron wohnte. — Lassen Sie uns lieber Pfeifen sehen, das wird uns mehr Vergnügen machen. — Wie, Sie rauchen schon? — Ein wenig. — Man raucht in Ihrer Pension? — Allerdings. — O, ich habe immer Pfeifen für die Fuhrleute vorräthig, welche hier anhalten. Ich will Ihnen welche holen."

„Dieser Wirth ist doch ein naseweiser Schwätzer," sagte Gervais. — „Meine Herren," sagte Demar, „haben Sie schon bemerkt, daß die Magd hübsch ist? — Nun, was geht uns das an?" fragte Johann. — „Es gefällt mir eben, und dann ... man kann nicht wissen ... — Ah, er denkt immer an Dummheiten! — Aufgepaßt, meine Herren," sagte Gervais, „das Souper kommt jetzt, und dieses ist weit interessanter als die Magd."

Das Souper war zwar nichts weniger als vortrefflich, aber die jungen Leute fanden Alles ausgezeichnet und ließen die Speisen sehr rasch verschwinden. Am Ende der Mahlzeit zündeten die drei Herren ihre Pfeifen an und der Wirth sah ihnen verwundert zu, indem er ausrief: „Noch so jung und schon rauchen wie die Fuhrleute! Sie müssen in einer sehr guten Pension sein!"

Unsere Reisenden hatten viel getrunken, sie schliefen deßhalb bald über ihrem Rauchen ein; der Wirth rieth ihnen nun, zu Bette zu gehen, und sie folgten der Magd, welche sie in ihr Zimmer führte, wo drei

Betten zugerichtet worden waren. Gervais wählte das von der Thür und dem Fenster am weitesten entfernte und setzte sich darauf, indem er sagte: „Hier schlafe ich."

„Ei, der ist nicht dumm," sagte Demar, „er wählt gerade den besten Platz." Und auf Gervais zugehend, nimmt ihn Demar bei den Füßen, zieht ihn auf den Boden herunter und setzt sich an seiner Stelle auf das Bett. Dadurch gerathen Beide hinter einander und Gervais erhält von Demar eine derbe Ohrfeige; Johann muß nun wieder aufstehen und Frieden stiften. Diesmal erhält Demar den Vorzug.

Johann schlief sehr lange. Als er aufwachte, belästigte der Dunst des Weines und und der Tabaksrauch sein Gehirn nicht mehr; er blickte rings umher und staunte, daß er sich in einem Wirthshause befand. Zuerst war es ihm vorgekommen, als sei er zu Hause bei seinen Eltern. Jetzt dachte er über die Folgen seiner Flucht nach; er dachte an seinen Vater und an seine Mutter; an seine Mutter besonders, die ihn so sehr liebte und ohne Zweifel über seine Abwesenheit ganz trostlos war; mit dem Gelde, welches sie ihm gab, wollte er ferne vom väterlichen Hause leben, und es sagte ihm sein Gewissen, daß er einen sehr schlechten Gebrauch von diesem Geld mache. Ein Seufzer entwand sich seiner Brust und Thränen netzten seine Augenwimpern; wäre er allein, so würde er jetzt zu seiner Mutter zurückkehren und müßte er auch mit Wasser und Brod vorlieb nehmen. Aber er kann sich nicht entschließen, seine Kameraden zu

verlassen, eine falsche Scham hält ihn zurück; Demar und Gervais würden ihn auslachen.

Demar und Gervais, die schon längst aufgestanden waren, kehrten jetzt in das Schlafzimmer zurück und nun hatten Johanns Betrachtungen ein Ende. Er bemerkte eine große Veränderung in dem Costüme seiner Kameraden: Demar hatte aus dem Bündel einen hübschen Rock, eine Casimirweste, die grauen Hosen und weiße Wäsche genommen. Gervais hatte gedacht, daß zu den schönen blauen Hosen auch etwas Anderes als sein Kamisol und seine schwarze Halsbinde gehöre, er hatte deßhalb den in dem Bündel noch übrigen Rock angezogen und seine Toilette mit einer Weste und einer weißen Cravatte vervollständigt; auf diese Weise blieb von dem umfangreichen Bündel Johanns nichts mehr übrig als einige Hemden und Strümpfe.

„Ei, wie schön Ihr seid!" sagte Johann, indem er seine Freunde betrachtete. — „Ja, wir haben aus dem Paket genommen, was uns zusagte," versetzte Demar. — „Wir sehen viel besser aus, nicht wahr? — In der That, Ihr habt meine schönsten Kleider angezogen. — Hat nichts zu sagen, es ist ja Alles gemeinschaftlich; was dem Einen fehlt, das muß der Andere hergeben, wenn er's hat, und es scheint mir, dieser Grundsatz sei nicht mehr als billig. — O ja, sehr billig," erwiderte Johann, indem er eine leichte Grimasse zu unterdrücken suchte.

„Apropos," begann Demar wieder, „und das

Geld! Wir wollen doch zählen, was wir noch besitzen. Dann weiß man wenigstens, woran man sich halten muß."

Johann zieht seine Goldstücke aus seiner Westentasche und zählt sie auf einem Tische. „Meine Rechnung wird bald gemacht sein," sagt Gervais, „ich besitze keinen Sou. — Und ich hatte vierundzwanzig Sous bei mir," sagt Demar, „hier sind sie, ich lege sie zur Masse."

So sprechend wirft er seine Münze auf Johanns Geld. „Jetzt," sagt er, „muß man Alles in drei gleiche Haufen theilen und Jeder seinen Part nehmen. — Zu welchem Zwecke?" bemerkt Johann. — „Haben wir nicht geschworen, Glück und Unglück miteinander zu theilen? Geld aber ist Glück; theilen wir also. — Da wir uns aber nicht trennen, so sehe ich die Nothwendigkeit, das Geld zu theilen, keineswegs ein. Wenn nur Einer bezahlt, so ist es genug."

„Allerdings," sagte Gervais, „wenn Johann immer bezahlt, so verlange ich nichts weiter."

„Nein, nein," sagt Demar, „man muß theilen, das ist natürlich und hindert Johann deßhalb nicht, zu zahlen, wenn er will."

„Ich werde nicht theilen," spricht Johann mit entschiedenem Tone und steckt all sein Geld wieder in seine Tasche. „Ihr habt meine Kleider angezogen; ich habe nichts dagegen; was aber dieses Gold betrifft, so verbrauche ich es mit euch, will jedoch das Vergnügen haben, es auch selbst auszugeben."

Demar, obwohl um ein ganzes Jahr älter als

Johann, war doch nicht so stark wie dieser: er hielt es daher fürs Klügste, nicht weiter auf eine Theilung zu dringen.

Gervais hatte unterdessen das Frühstück bestellt. Die Magd meldete den jungen Herren, daß ihr Essen bereits aufgetragen sei. Um sich für den Verlust eines Theiles der Gelder zu trösten, wollte Demar durchaus die Magd umarmen, aber diese stieß ihn zurück, mit den Worten: Männchen, Männchen! Dieses Epitheton, welches seine Kameraden zum Lachen brachte, machte Demar ganz wüthend, er wollte sich wieder herausbeißen und machte deßhalb einen neuen Angriff auf die Magd; er erhielt aber statt eines Kusses eine tüchtige Ohrfeige. „Jetzt wirst Du die Mädchen in Ruhe lassen," sagte Johann lachend. — „Auf! wir wollen frühstücken," sagte Gervais, „dann wird er seine Leidenschaft vergessen."

Die drei Freunde nahmen ein reichliches Mahl ein. Johann bezahlte die Karte ohne zu handeln! hierauf machten sich unsere Reisenden wieder auf den Weg, der sie immer weiter von Paris hinwegführte. Bereits aber schien die Eintracht, welche noch am vorigen Abend unter ihnen herrschte, erkaltet. Demar war noch voll übler Laune; Gervais spielte nicht mehr, aus Furcht, seine schöne Toilette zu beschmutzen; und Johann stieß von Zeit zu Zeit einen Seufzer aus, indem er an seine Mutter und an Paris dachte.